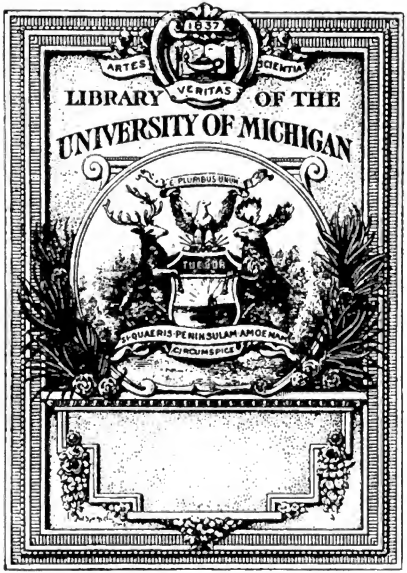
A 794,477



THE GIFT OF

Dr. H. L. Ortz

830.6 B58

Jubiläums-Ausgabe
der
Illustrierten Geschichte des Krieges 1870/71.

Im unterzeichneten Verlage erscheint:

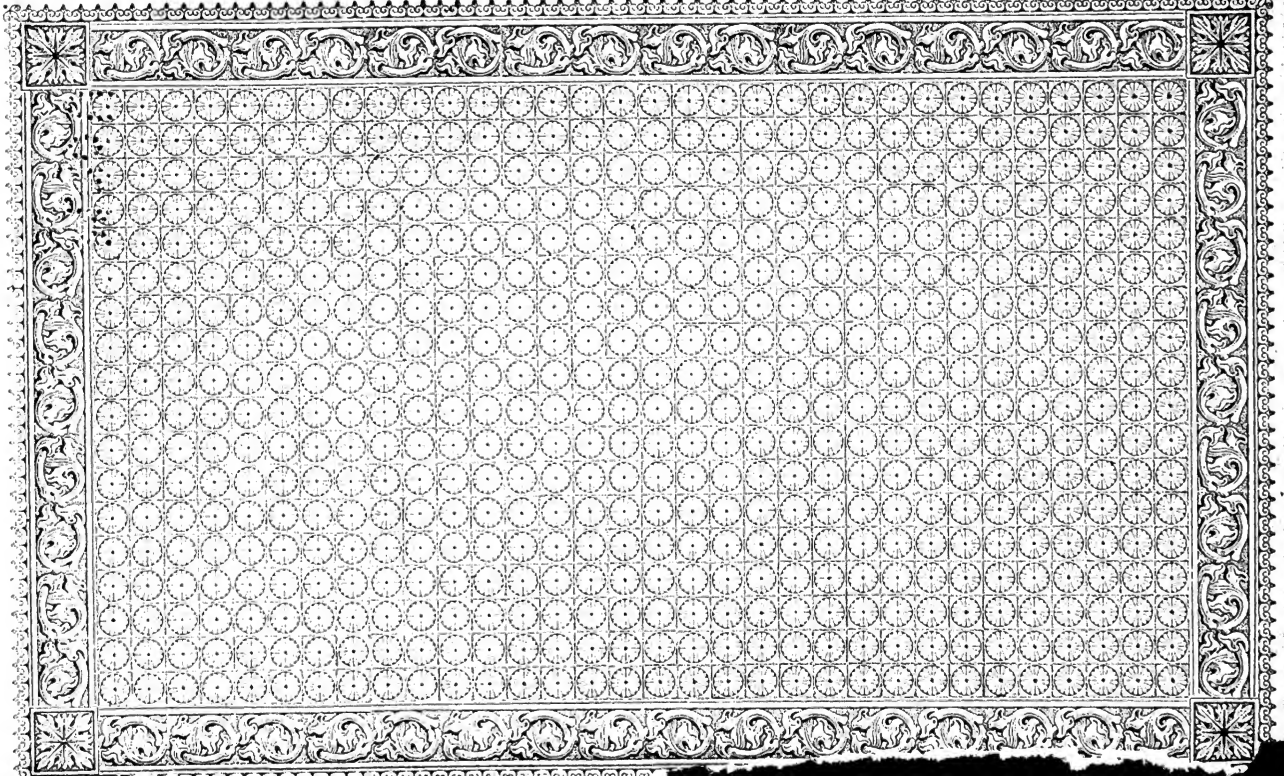
Illustrierte
Geschichte des Krieges
1870/71.
Jubiläums-Ausgabe.

Alle 14 Tage erscheint ein reich illustriertes Heft in größtem Quart-Format.

Vollständig in 30 Heften zum Preise von je 25 Pfg.

Die **25jährige Gedenkfeier** des Feldzuges 1870/71, welche die Erinnerung an die große Zeit aufs neue belebt, veranlaßt uns zur Veranstaltung einer **textlich revidierten**, auch in **illustrativer** Hinsicht **wesentlich verbesserten Jubiläums-Ausgabe** obiger Kriegsgeschichte. Die frühere, von unserem Geschäftsvorgänger **Hermann Schönlein** in Stuttgart verlegte Ausgabe derselben hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch die **Frische und Lebendigkeit der Darstellung** und durch die **große Mannigfaltigkeit** des Gebotenen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden, und wie diese so soll auch die neue nicht etwa eine trockene Aufzählung geschichtlicher Thatsachen bieten, sondern alle Vorzüge in sich vereinigen, welche der früheren so viele Freunde zuge führt und treue Anhänglichkeit gesichert haben. Wird aber einerseits der Text der früheren Auflage einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so soll andererseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert werden, so daß unsre Kriegsgeschichte — gleich interessant für diejenigen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation — mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem Prachtwerke gestaltet, das gewiß ebenfalls ein allbeliebtes **Haus- und Familienbuch** bilden wird. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Journalexpedienten ꝛc. haben das erste Heft auf Lager und nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Mou

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1896.

Fünfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Jugendträume. Roman von Georg Hartwig (Fortsetzung) 7

Eva's Rache. Historische Erzählung von A. Berthold . 82
Mit Illustrationen von R. Knötel.

Der Diamant des Levantiners. Erzählung aus dem Orient. Von H. Rosenthal-Bonin 107

In dem jüngsten Staate der Union. Bilder aus dem nordamerikanischen Westen. Von Fred Morris . 170
Mit 12 Illustrationen.

Prinz Dschem und die „schöne Helena". Nach Quellen erzählt von J. v. Ettmüller 189

Die Seeschlacht am Yalufluſſe. Skizze aus dem chinesisch-japanischen Kriege. Von Hans Scharwerker 198
Mit 12 Illustrationen.

Der europäische Urmensch. Nach den neuesten Forschungen geschildert von K. Prior 220
Mit 11 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Edelmuth 235

Die Teufelsschaukel 236
Mit 2 Illustrationen.

Von der Frau Rath 239

Seite

Moderne Geſchwindigkeit 239
Aufgeſchobene Thränen 239
Künſtlerneid 239
Boshafter Zuſatz 240
Gerechtes Vermächtniß 240
Auch ein Geſchenk 240

Jugendträume.

Roman von **Georg Hartwig.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Alwine hatte mit glühendem Eifer den Brief Alexander's zu Ende gelesen. Ein seliges Gefühl des Stolzes hob ihre Brust. Ihr gehörte der Mann, um welchen die fremden Menschen sich bemühten. Nicht eine Spur von Eifersucht durchflog ihre Kinderseele, welche nichts als Vertrauen und Liebe kannte. Sie nahm sich kaum Zeit, das Datum oben auf dem Bogen zu vermerken, als sie ohne Zögern bereits zur Antwort schritt.

„Geliebter Alexander! Ich bitte Dich, denke nie an mich oder an das, was ich wünschen könnte. Wie Du es anfängst, Dich mit Deinen Verwandten zu verständigen, wird immer das Richtige sein. Ich habe Dir zugesagt, auf Dich zu warten bis an mein Lebensende, immer in dem Gedanken glücklich, Deine Liebe zu besitzen."

Da er sie wohl geborgen glaubte im Hammer'schen Hause, so störte sie diesen guten Glauben mit keinem Wort. Zum Schluß nur erwähnte sie schüchtern, gleichsam Genehmigung erbittend, daß sie ihrem Onkel zu schreiben gedenke, um ihm nachträglich zu danken, was er für sie gethan hatte. —

Alwinens Bitten war es am anderen Morgen gelungen, Laura zu einem Besuche im Schlieffen'schen Hause zu bestimmen.

Laura, noch im Frisirmantel vor dem Spiegel sitzend, schien plötzlich einen Entschluß zu fassen. Sie wandte sich halb um.

„Sehe ich mit meinem Hinterzopf nicht scheußlich aus? Altmodisch ist das, ganz dumm und geschmacklos." Sie lachte ihrem Spiegelbild zu. „Nehmen Sie Abschied von meinen Haaren. Seit ich das Linchen gestern mit ihrem Rattenschwänzchen dahinten gesehen habe, will ich mit meinem Zopf ein Ende machen. Kommen Sie mit zum Friseur!"

Im Ladenzimmer ließ sie das junge Mädchen stehen. Nach einer halben Stunde erschien sie wieder, mit kurz geschnittenem, nach Knabenart frisirtem Haar. So überaus verändert und keck aussehend, aber durchaus nicht verhäßlicht, daß Alwine mit einem Schrei zurückwich.

„So! Jetzt weiß Jeder, daß ich nicht in dieses Nest gehöre," sagte Laura befriedigt. „Mein Mann wird nicht schlecht überrascht sein. Kommen Sie jetzt, kleines Närrchen, und drehen Sie sich nicht um, wenn die Leute mir nachstarren."

Allerdings war diese Voraussetzung berechtigt. Nicht Einer, welcher im Vorübergehen nicht still gestanden und der außergewöhnlichen Erscheinung nachgesehen hätte. Für Alwine war dieser Gang ein wahres Spießruthenlaufen, Laura dagegen schien sich in diesem allgemeinen Staunen behaglich zu sonnen.

„Ich wünschte, wir begegneten jetzt meinem Manne," sagte sie, lachend die Stufen hinaufsteigend, welche zur Wohnung des Oberstlieutenants v. Schlieffen führten. „Oder die mondsüchtige, alte Jungfer nähme uns an. Die würde Augen machen!"

Alwine klingelte. Und mit der Hausschürze angethan, öffnete Fräulein v. Schlieffen, in Erwartung einer Ordonnanz, selbst die Thür.

Laura, erbittert über diesen ihr aufgedrungenen Höflichkeitsbeweis, freute sich über das verdutzte Gesicht des schwergekränkten Fräuleins, welche gleichwohl nicht umhin konnte, ihren Besuch in den Salon zu nöthigen. Dort, im vollen Tageslicht, bekam sie den kurz geschnittenen Kopf der jungen Frau zu Gesicht und sagte erschreckt:

„Ah! Schade um die schönen Haare!"

„Meinen Sie?"

„Ich fürchte," fuhr Fräulein v. Schlieffen fort, „daß Sie diesen Entschluß bereuen werden. Die Haare sind wohl der schönste Schmuck der Frau —"

Nun hatte die Sprecherin selbst nur ein sehr dünnes Knötchen am Hinterkopf aufzuweisen, und die Augen der jungen Frau hafteten sofort mit unverhülltem Spott darauf, so daß Fräulein v. Schlieffen erröthend schwieg.

„Halten Sie das für einen so großen Schmuck? Ich nicht. Bedauern thue ich nur, daß sich meine Brillantsterne jetzt schwer anbringen lassen werden."

„Daran dachte ich dabei nicht," erwiederte die gereizte Dame etwas scharf. „Solche Dinge vermißt man am leichtesten bei uns."

„Ja, wirklich," versetzte Laura höhnisch lächelnd und rückte ihr Barett auf dem krausen Haar wieder zurecht, „die Offiziersdamen haben keine Brillanten, und hätten sie welche, so würden sie sie nicht zu tragen verstehen. Damit muß man von Jugend auf umzugehen lernen."

Fräulein v. Schlieffen schluckte so heftig, daß ihre Wangen sich rötheten. Sie sah die Tochter der reichen Holzhändlerswittwe mit einem Blick an, welcher Alwine in Angst und Schrecken versetzte. Dann sagte sie mit erhobenem Haupt:

„Sie kamen jedenfalls, Frau Hauptmann, mich wegen der gestrigen Kinderei um Entschuldigung zu bitten. Wenn Sie sonst noch etwas hinzuzufügen haben —"

„Nicht, daß ich wüßte," erwiederte die junge Frau sehr befriedigt, indem sie aufstand. „Ich halte Sie von der Arbeit zurück, wie ich sehe. Kommen Sie, Alwine!"

Sie neigte flüchtig das Haupt und ging hinaus, während Alwine in tödtlicher Verlegenheit die hageren Finger des alten Fräuleins an die Lippen zog.

„Die hat's auch weg!" sagte Laura auf der Straße. „Die läßt mich jetzt in Ruhe. Wissen Sie, wann ich mein erstes Brillantkreuz bekam? Als Kind. Ich habe immer damit gespielt. Und diese alte Schachtel will mir imponiren!"

Als Hauptmann Hammer den Kopf seiner Gattin zu Gesicht bekam, unterdrückte er jedes Zeichen des Verdrusses als überflüssig. Aber er wußte, daß er sich jetzt auf einen erbitterten Kampf vorzubereiten habe — vielleicht auf einen Bruch.

5.

Der Schnee sank in dichten Flocken und bedeckte ringsum Wälder und Fluren. Von fern her klang ein leises Glöckchen, ein Schlittenglöckchen. Der scharfe Wind verwehte seinen dünnen Ton für Sekunden. In der nächsten erscholl er desto lauter und näher. Ein dunkler Punkt tauchte aus grauer Ferne auf und glitt wie ein Schattenbild zwischen den Stämmen des Bonsdorfer Parkes dahin, jetzt rechts abbiegend nach dem hell erleuchteten Schloß.

Alexander v. Rüdiger hatte für einige Tage Urlaub genommen, um das Weihnachtsfest bei seinen Verwandten zu begehen. Heute war Heiliger Abend. Man erwartete ihn in Bonsdorf zur Bescherung.

Als der Schlitten jetzt mit hellem Geläute die Rampe hinauffuhr und vor der Eingangsthür Halt machte, trat

Herr v. Ferchow seinem Neffen bereits entgegen, faßte ihn freundschaftlich am beschneiten Mantelkragen und zog ihn über die Schwelle in die angenehm durchwärmte Halle hinein.

Rüdiger folgte rasch die Treppe hinauf. Er war froh, heiter, obzwar der Wunsch, an Alwinens Seite den Duft des brennenden Tannenbaums zu athmen, gerade in diesen Minuten von Neuem und heftiger als zuvor in ihm aufstieg.

„Sieh zu, wen Du finden kannst, meine Frau oder Ari! Die Weiber sind heute ganz toll."

Rüdiger sah seinem Oheim lachend nach, wie dieser den Korridor schleunigst hinabschritt, und pochte dann an die Thür des Salons. Keine Antwort. Er versuchte das Schloß zu öffnen. Ohne Erfolg. Eine zweite Thür, die in's Wohngemach der Tante führte, war ebenfalls verschlossen.

Da wurde dicht neben ihm eine andere Thür vorsichtig geöffnet, und Ariana's blondes Haupt lugte durch den Spalt.

„Ah, Alex, Du bist's! Komm herein zu mir!"

Er trat in Ariana's Zimmer, dessen Thür sie rasch hinter ihm verschloß.

„Weißt Du, Vetter," erklärte sie, ihm die Hand reichend, „wir haben mit Papa unsere liebe Noth wegen des neuen Gewehrschrankes, der drinnen im Salon für ihn aufgebaut steht. Es ist eine Ueberraschung."

Er hielt ihre weiche Hand noch in der seinen, da sie dieselbe von selbst nicht zurückgezogen hatte, und überschaute die hohe, schlanke Gestalt, deren vornehme Haltung harmonisch mit den stolzen blauen Augen und dem lächelnden Zug um die schöngeschnittenen Lippen übereinstimmte.

„Du, Vetter," sagte Ariana, und unter ihren dunklen Wimpern glitt ein forschender Blick hervor in Rüdiger's

Auge, „Du wirſt heute unſer Weihnachtskind ſein und Dich pflichtgemäß überraſchen laſſen.“

„Ganz zu Deinen Dienſten!“ Er beugte ſich nieder, die weißen Finger an ſeine Lippen zu heben.

Aber ſie entzog ihm dieſelben raſch. „Ueberlaſſe das Anderen! Willſt Du Deinen Thee hier trinken?“

„Wenn es geſtattet iſt!“ verſetzte Alexander, und er empfand die Einladung wie eine Auszeichnung, die ihn befriedigte und anreizte zugleich.

Ariana läutete. „Du mußt ja halb erfroren ſein bei dem Schneetreiben. Weißt Du, daß ich nichts Schöneres kenne, als ſolch' ein lautloſes Verhüllen der Natur?“ fuhr ſie leiſer fort, zur Balkonthür gehend.

Er war ihr gefolgt. „Weshalb?“ fragte er, neben ſie tretend.

„Weshalb? Ich weiß es nicht. Es beruhigt mich, beglückt mich. Zuweilen iſt es mir, als ſei die verſchleierte Erde mein eigenes Bild, das Bild meines Herzens, und mir iſt, als müßte ich immer dichtere Nebelſchleier herabziehen, es endlich ganz zu verhüllen.“

„Vor wem?“ fragte Alexander, ſeine Blicke ſeltſam gebannt auf ihrem lockigen Goldhaar ruhen laſſend. „Vor wem, Ariana?“

„Vor Niemand!“ erwiederte ſie raſch, ſich gegen ihn wendend. Plötzlich lächelte ſie. „Komm! Wir wollen uns vor den Kamin ſetzen, wie damals als Kinder, wenn wir den Weihnachtsmann erwarteten. Heute gehören wir uns noch allein — wir Vier. Morgen haben wir das Haus voller Gäſte.“

Sie hatte zwei niedrige Seſſel vor das flackernde Kaminfeuer geſchoben, ein Tiſchchen mit dem Theegeſchirr daneben gerückt und winkte Rüdiger.

„Setze Dich, Alex! Ich nehme meine Mandoline, und wir ſingen.“

Wie sie sich zu ihrem Instrument niederbeugte und das Flackerlicht über ihr Antlitz glitt, glaubte Rüdiger nie etwas so Schönes gesehen zu haben als sie.

„Du gedenkst der schönen Vergangenheit," sagte er bewegt und warm durchströmt von einem belebenden Frohgefühl, das ihm völlig neu war. „Im Leben des Mannes kommen, wenn er in die Welt eintritt, bald stärkere Einwirkungen, die das vernichten können, was ein Frauenherz als Heiligthum aufbewahrt."

„Aber zur guten Stunde kommt doch die Erinnerung wieder. Gib Acht, ob Dir bei diesen Tönen nicht etwas einfällt!" Sie begann eine Melodie langsam und leise zu spielen. „Nun?"

Er nickte. „Unsere Tanzstunde. Du warst damals mein Ideal. Einmal hatten wir uns erzürnt, beim Lotto glaube ich, und Du wolltest mit mir nicht tanzen."

Sie spielte dieselbe Melodie immer fort, und er sprach immer rascher dazwischen.

„Da gab ich Dir voll Zorn das Notizbuch zurück, das Du mir geschenkt hattest, und da weintest Du. Ich hatte Dich noch nie in Thränen gesehen und war so erschreckt, daß ich Dich blitzschnell in meine Arme schloß und mit Dir davon tanzte. Weißt Du noch? Und wir stießen dabei Deines Vaters Lieblingsvase vom Tisch und bekamen alle Beide Schelte."

Ariana nickte lächelnd. „Richtig! Und jetzt?"

Sie begann eine neue Melodie zu spielen.

„Das ist ja unser Weihnachtslied!" sagte er lebhaft. „Wir hatten es von meiner Mutter gelernt." Und er begann leise die alte Weise zu singen. Sie fiel mit ihrer weichen Altstimme sanft ein.

„Bravo!" sagte Herrn v. Ferchow's Stimme hinter ihnen.

Ariana sprang lächelnd empor. „Bist Du schon wieder da, Papa? Heute bist Du wirklich gefährlich!"

Er zog sie gutmüthig scheltend an sich. „Ja, meinst Du, ich soll da drüben allein hocken, wenn ihr Beide euch hier vergnügt? Sieh zu, ob Mama noch nicht fertig ist; geh, Ari!“

In demselben Moment erscholl nebenan der durchdringende Ton einer Schelle.

„Da wär's soweit!“ rief Herr v. Ferchow, seiner Tochter den Arm reichend. „Endlich werde ich erfahren, weshalb man mich seit vierundzwanzig Stunden im Hause herumhetzt. Vorwärts, Alex! An meine andere Seite. Die Flügelthüren sind breit genug.“

In ihrem Wohngemach stand Frau v. Ferchow sehr erhitzt, während zwei Diener die Thüren zum Salon eilfertig aufrissen. Ein Lichtmeer strahlte von dort her aus den grünen Zweigen einer mächtigen Tanne ihnen entgegen.

Herr v. Ferchow, den ihm gespendeten kostbaren Eichenschrank mit hoher Befriedigung in Empfang nehmend, war in bester Laune. So oft er seines Neffen Gestalt neben seiner Tochter erblickte, ging ein Gefühl froher Bestätigung seines Lieblingswunsches durch seine Seele.

Neben der väterlichen Zuneigung, welche er für Rüdiger hegte, sah er in ihm den natürlichen Erben seines großen Vermögens. Deshalb hatte er nie gekargt mit Unterstützungen, im Gegentheil mit vollen Händen gegeben. Wußte er doch, Rüdiger sei mit seinen Erwartungen hinlänglich vertraut und erfahren genug, das Glück, welches Ariana's Besitz gewähren mußte, schätzen zu können.

Er kannte seine Tochter viel zu gut, um ihr gegenüber irgend welche Anspielung auf diesen Plan zu wagen. Begriff sie ihn von selbst, gut. Wo nicht, würde ihr empfindlicher Stolz, ihr Freiheitsgefühl sich jeder Beeinflussung von vornherein widersetzt haben.

Mit herzlicher Freude bemerkte er, daß die Haltung

Ariana's ihrem Vetter gegenüber kein Mißfallen, vielmehr ſogar Wohlgefallen bekundete.

Inzwiſchen hatte Alexander ſeiner Couſine einen Fächer überreicht, den ſie angenehm überraſcht entgegennahm.

„Du ſcheinſt Wünſche errathen zu können, Vetter!“

„Gedanken errathen wäre vielleicht gefährlicher,“ ſcherzte er, die Hand bewundernd, welche das elegante Spielwerk leicht bewegte.

Sie nickte. „Komm! Ich habe auch etwas für Dich.“ Sie hob ein Tuch auf, ein Wandteller mit feiner Malerei lag darunter. „Gefällt Dir meine Arbeit?“

„Vortrefflich! Erlaube mir, dieſe kunſtfertigen Finger zu küſſen.“

Sie ſchüttelte das Haupt. „Gib es auf. Es langweilt mich.“

„Dann natürlich nicht!“ rief er mit ſcherzendem Entſetzen, während ſie davon eilte.

Mit innerem Schrecken fiel ihm ein, daß er bis jetzt an Alwine noch gar nicht gedacht hatte. Und doch wußte er, daß zu dieſer Stunde neben einem gleichen flimmernden Baum das Mädchen träumend ſtand, dem er die Welt und das Leben war; daſſelbe Mädchen, welches er am Herzen gehalten, das er gewaltſam aus dem alten Geleiſe herausgedrängt und in neue Wege geleitet hatte, deren Ziel ihr beiderſeitiger Beſitz war. Und daran hatte er Stunden hindurch nicht gedacht! Er empfand einen ſchamhaften Selbſtvorwurf. Halb mit Gewalt, halb mit beflügeltem Eifer ließ er ſeine Gedanken reuevoll zu Alwine eilen.

Das Kniſtern des Tannenbaumes weckte ihn nicht aus ſeinen Träumen. Er ſah ihre liebliche Geſtalt jetzt deutlich greifbar vor ſich ſtehen wie damals in jener Abendſtunde, als ſie ſich aufſchluchzend an ſeine Bruſt warf. Dieſe Vorſtellung rief einen leichten Schauer in ihm wach. Ihn

fröstelte dabei. Nicht allein im Glück der Erinnerung, das fühlte er unbewußt.

Ariana's Stimme entriß ihn seinem Sinnen. „An was dachtest Du eben jetzt, Alex?" fragte sie mit eigenthümlicher Betonung.

Es schwebte ihm auf der Zunge zu sagen: „An ein fernes, liebes Mädchen, dem ich mein Herz und mein Leben geschenkt habe." Aber als er aufsah und die leuchtenden blauen Augen fest auf sich gerichtet fühlte, da verwandelten sich ihm die Worte im Munde so eigenthümlich rasch, daß er über sich selbst betroffen war.

„Man hat mir gesagt, daß Du Gräfin Thun werden solltest, und ich dachte mir, wie es heute hier sein müßte, wenn Du als Frau des Grafen unter uns ständest."

Und wirklich, in demselben Moment, wo er diese Unwahrheit aussprach, streifte sie dicht neben der Wahrheit vorbei, so schnell in der That hatte sich diese Umwandlung in seinem Herzen vollzogen.

Sie hatte das Antlitz flüchtig gesenkt, als eine feine Röthe sich darüber breitete.

„Wenn ich die geringste Anlage besäße, zu täuschen oder mit meinen Gefühlen Versteck zu spielen," erwiederte sie, und es schien Rüdiger, als ob ihre Brust schneller athme, „so hätte dieses Ereigniß sicher stattgefunden. Graf Thun wäre Thor genug gewesen, sich mit dem guten Willen abfinden zu lassen." Sie lachte auf. „Leidenschaftliche Liebe und guter Wille! Welche unüberbrückbare Kluft!"

„Eine Liebe also im großen Styl ist Dein Ideal?" sagte Alexander.

Sie nickte. „Wenn ein Mensch nicht für den anderen in den Tod gehen kann, so liebt er nicht."

„Und das würdest Du thun, Ariana?" Es glitt ihm willenlos über die Lippen. Ihre Worte, ihre Stimme berauschten ihn.

„Wenn ich meinen Mann liebte — ja. Mich wundert, daß Dich dieser Ausspruch so befremdet."

„Der Ausspruch nicht," sagte er hastig, zu hastig, um sich seines inneren Schuldbewußtseins völlig klar zu werden, „nur daß Du ihn thust, die Du Dein Herz in dichte Schneeschleier hüllen möchtest." Er brach ab. Es zuckte ihm etwas heiß durch's Hirn.

Sie löste rasch ihre Finger aus den seinen, aber nicht schnell genug, daß ein leichtes Beben derselben ihm völlig entgangen wäre.

Das Gleichgewicht seiner Seele ward durch diese Berührung so vollkommen erschüttert, daß er einen Moment starr in die duftende Pracht der Blumen auf Ariana's Platz schaute, als erzählten sie ihm das Märchen eines Zaubergartens, in den der Sterbliche den Eingang findet, aber nimmermehr den Ausgang. Er wußte es jetzt, daß ihm eine drohende Gefahr nahe, ja, daß er bereits mitten in derselben stand. Umsonst rief er in diesem Augenblick Alwinens Bild, ihre bescheidene Demuth, ihren Liebreiz zu Hilfe, es hielt nicht Stand vor dem herrlichen Frauenbilde, dessen Nähe er genoß, dessen Schöne ihm die Sinne berauschte, dessen Stimme magisch auf ihn einwirkte.

Und eine wilde, aufreibende Unruhe erfaßte ihn.

Der Schlaf floh ihn in dieser Nacht. Solch' ein gewissenloser Schwächling war er noch nicht, sich widerstandslos dem wechselnden Eindruck hinzugeben. Er kämpfte. Aber er hatte erkannt, ein großes, heißes, verlangendes Herz schlug in dieser stolzen Mädchenbrust. Und daneben stand ein scheues, sich selbst nicht kennendes Mädchen, das sich vielleicht berauschen ließ durch seine Liebe, niemals aber ihn selbst durch die Allmacht ihrer Gefühle berauschen konnte.

Alexander stöhnte schmerzlich auf. Er fühlte sich zum Sterben elend und doch unfähig, einen mannhaften Entschluß zu fassen. Seiner einschmeichelnden Liebenswürdig-

keit, welche so vielen schwachen Charakteren eigen ist, war viel Egoismus beigemischt. Und es scheint, daß just diese Mischung den Frauenherzen am gefährlichsten ist.

6.

Am andern Tage waren die festlich geschmückten Räume des Schlosses gastlich weit geöffnet. Alljährlich am ersten Weihnachtsfeiertage gab Herr v. Ferchow ein Festmahl, bei welchem er es liebte, allen Glanz und Schimmer seines Hauses zur Geltung zu bringen.

Herr v. Ferchow, stattlich genug in seinem schwarzen Leibrock, ein buntes Bändchen durch das Knopfloch gezogen, in welches Ariana ihm noch eine besonders schöne Blume zu stecken pflegte, harrte bereits im großen Salon an der Seite seiner Gattin der Dinge, die da kommen sollten.

Seine Frau, das Angebinde ihres Gemahls, einen flimmernden Brillantstern, in den gewellten Haaren tragend, gütig und geschäftig wie immer, beschwor gerade zum zehnten Male die Unruhe des Hausherrn mit der Versicherung, daß der „geheime Apparat" durchaus ohne die mindeste Störung arbeiten würde, als Rüdiger und gleich darauf Ariana in den Lichtkreis des funkelnden Kronleuchters traten.

Das junge Mädchen, den Ansprüchen des Vaters gemäß, trug ein ausgeschnittenes rosa Seidenkleid, über welches ein zarter rosa Spitzengrund sich duftig wie eine Wolke legte.

Ihr erster Blick galt dem leeren Knopfloch ihres Vaters. Sie löste aus einer Blumenvase rasch eine halberblühte Rosenknospe und befestigte dieselbe an seiner Brust.

„Danke, Ari!" sagte er, die schmückende Hand festhaltend. „Aber mach das Maß Deiner Güte voll und gib dem jungen Menschen da auch so ein Ding! Allein raubt es mir meine Unbefangenheit."

Sie lächelte. „Dich von Befangenheit sprechen zu hören, Papa, ist allein einen ganzen Rosengarten werth. — Also hier, Vetter! Dem armen befangenen Herrn hier zur Ermuthigung."

Als sie dicht vor Rüdiger stand, und der Duft ihres blonden Haares lebenswarm zu ihm aufwehte, zuckte das Verlangen einen Moment überwältigend in ihm auf, die weißen Finger, welche seine Brust berührten, an die Lippen zu drücken.

Im Korridor draußen wurden Schritte laut.

Frau v. Ferchow nickte ihrem Neffen scherzend zu. „Alex, Dir vertraue ich ganz insbesondere die Unterhaltung der Präsidentin an. Ich kann mich heute nicht viel um den Einzelnen kümmern."

„Wozu ist der Sohn des Hauses da?" sagte ihr Gatte und warf einen stolzen Blick auf die vornehme Erscheinung Rüdiger's.

Er hatte ihn noch nie so genannt. Man hörte, es drang ihm unvermittelt warm aus dem Herzen. Sein ganzes jahrelanges Hoffen und Erwarten klang in diesen Worten aus.

Ariana's Augen waren zu Boden gerichtet. Nur ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, daß die rothen Lippen sich fester aufeinander drückten und leise zitterten.

Rüdiger fühlte sein Herz lebhaft klopfen. Eine berauschende Selbstvergessenheit kam über ihn. Er lebte in diesen Stunden nur für die Gegenwart.

Wer ihn inmitten seiner Verwandten sah, geist- und lebensprühend bis zum Uebermuth, hätte nimmer geglaubt, daß dieser beneidete, im Glanze der Zukunft sich sonnende Mann an jenem düsteren Herbstabend die Liebe eines unbewachten, thörichten Kindes unter leidenschaftlichen Verheißungen auf immer für sich in Besitz genommen habe.

Herr v. Ferchow strahlte vor Vergnügen. Je lauter das Gesumme und Gedränge um ihn wurde, desto mehr fühlte er sich in die richtige Feststimmung versetzt. Da waren sie Alle schon um ihn versammelt, mit denen er jung gewesen und gealtert war.

„Franz!" rief seine Gattin.

„Ich komme schon."

Eben trat Alexander, eine etwas bleiche, vornehm aussehende Dame am Arm führend, in den Saal.

„Willkommen am Bonsdorfer Feiertag!" sagte Herr v. Ferchow, die grau behandschuhte Rechte der Präsidentin herzlich in seine Hand nehmend. „Willkommen unter dem Tannenbaum."

„Ihr Tannenbaum," versetzte die Begrüßte mit leichtem Lächeln, „Ihr berühmter Tannenbaum, Herr v. Ferchow, ist ein Tyrann — aber ein liebenswürdiger."

„Sie haben Ihren Hans nicht mitgebracht, Herr Präsident?" fragte die Hausherrin bedauernd. „Es wäre uns eine große Freude gewesen, in der That!"

Herr v. Taburowsky schüttelte das Haupt. „Die Luft ist zu rauh, meine Gnädige. Er unterhält sich auch ganz vortrefflich mit dem — Tannenbaum, wie wir es ja auch thun."

Der Präsident war eine Persönlichkeit, welche nirgends übersehen werden konnte, im Gegentheil eigens dazu geschaffen schien, in einem großen Wirkungskreise als Träger einer verantwortungsreichen Macht die Gaben auszunützen, welche sein Geist und seine Leistungsfähigkeit ihm verliehen.

Groß, hager, frühzeitig ergraut, trug er seine Gestalt mit steifer Zurückhaltung, die ihm durch Anlage oder Uebung zur zweiten Natur geworden war und trotz aller Höflichkeit jede Vertraulichkeit ausschloß. Er verstand die Kunst, Andere sprechen zu machen, während er selbst schweig-

sam blieb. Sprach er aber, so geschah es mit jener besonnenen Ueberlegenheit, die auf Gegenmeinungen kein Gewicht legt und Männer erkennen läßt, welche das Leben auf maßgebende Höhen gehoben hat.

Sein langgeschnittenes Gesicht mit dem grauen, spitzen Vollbart und der stark entwickelten Nase büßten selten die kühle Ruhe des Beobachters ein. Eine breite, hohe Stirn trug in ihren Furchen den Stempel eines eisernen Willens und einer Unerschütterlichkeit, welche ihm den Weg zu seiner glänzenden Stellung geebnet hatten.

Neben ihm erschien seine Gattin wie ein Gegenstück, an welchem der Bildner jeden Charakterzug in verfeinerten Umrissen wiedergegeben hatte. Wie hätte dieser feingeformte Mund je anders als kühl lächeln, je anders als in halblauten Worten sprechen können! Die starre Ruhe, welche klassischen Bildwerken sinnentäuschende Lebensreize verleiht, als ob unter dem Stein ein warmes Herz geklopft habe, ehe die Erstarrung jäh darüber gekommen ist, lag auch den schönen Zügen der Frau v. Taburowsky aufgedrückt. Erkältend für die Mitwelt, welche von jenen Zeiten nichts wußte, wo diese selben Lippen in glühender Leidenschaft Worte der Liebe geflüstert hatten, diese matt blickenden Augen in strahlendem Glück aufgeflammt waren.

Für die Mitwelt war die Präsidentin nur die ehrenheischende Genossin ihres Gatten, die hoch hinaus strebende schöne Frau ohne Empfindung.

Herr v. Ferchow, welcher mit Vergnügen gesehen hatte, daß sein Neffe bei diesem hohen Vorgesetzten sehr gut angeschrieben stand und auch Seitens der Frau v. Taburowsky sich eines huldreichen Empfanges rühmen durfte, übernahm mit erleichtertem Herzen nunmehr die Begrüßung der Offiziere des Bataillons, welches in der nächsten Kreisstadt garnisonirte, und mit welchem das Bonsdorfer Haus allezeit im angenehmsten Verkehr gestanden hatte.

Endlich klirrte im Korridor auch der letzte Säbel gedämpft über den Teppichläufer, und Major v. Lieberfeld trat ein, seine Gattin am Arm führend. Herr v. Lieberfeld war früher Kavalleriſt geweſen und ein ſehr flotter, etwas zu flott ſogar. Aus dieſem Grunde war er ſpäter zur ſolideren Infanterie übergetreten. Sowohl Herr wie Frau v. Lieberfeld waren indeß im Herzen Kavalleriſten geblieben und betrachteten ihre jetzige Stellung mit etwas herablaſſenden Blicken. An ihre kavalleriſtiſchen Glanztage erinnerte freilich nur noch Frau v. Lieberfeld's Reitpferd, welches gelegentlich auch vor einen kleinen Wagen geſpannt wurde.

Herr v. Ferchow flüſterte dem Präſidenten etwas in's Ohr, worauf dieſer der Hausfrau ſeinen Arm reichte und mit ihr als erſtes Paar nach dem Speiſeſaal voranſchritt.

„Ich hoffe, meine Gnädigſte," ſagte Herr v. Ferchow zu der Frau v. Lieberfeld, als dieſe ihre Hand auf ſeinen Arm legte, „ich hoffe, daß Sie mit einſtimmen in den Spruch, welcher bei den Ferchows Motto geweſen iſt ſeit Anbeginn ihres Auftretens in ziviliſirten Verhältniſſen:

„Im Freundeskreis, am eignen Herd,
Ein frohes Mahl iſt Schätze werth!'"

„Vorzüglich, wenn daſſelbe unter dem Zeichen des Tannenbaumes ſtattfindet," neckte ihn Frau v. Lieberfeld vertraulich.

„Alex und Ari ſollen ihn anzünden," erwiederte Herr v. Ferchow, ſeine Serviette in das oberſte Knopfloch ſchiebend. „Wie gefällt Ihnen das Paar, Frau Baronin?"

„Ausgezeichnet."

„Nicht wahr? Ich geſtehe offen, ſeit der Junge hier in unſerer Nähe iſt, bin ich ein glücklicher Mann. Was ſoll ich ein Geheimniß aus einer Sache machen, die allen verehrten Freunden meines Hauſes in die Augen ſpringt: Alex und Ari ſind für einander beſtimmt. Wenn die jungen Leute ſich erſt beſſer kennen gelernt haben werden — Ihr ganz ſpezielles Wohl, Frau Baronin!"

„Auf die Erfüllung Ihrer und unserer Aller Wünsche!“ lächelte Frau v. Lieberfeld, ihre frischen, vollen Lippen in das duftende Naß tauchend. „Fräulein Ariana ist ein Phönix und Herr v. Rüdiger sieht mir just so aus, als wenn er sich in Feuer und Flammen stürzen wollte, um diesen Phönix für sich herauszuholen.“

„Meinen Sie?“ Herr v. Ferchow trank beglückt sein Glas leer. „Darf ich Ihrem Scharfblick trauen, Frau Baronin? Und darf ich Ihnen nicht auch Ihr Glas füllen?“

„Bitte!“ sagte sie und stellte ihren Kelch vor ihn hin. „Wir Kavalleriedamen sind gottlob nicht prüde. Wir haben Courage. Mit uns geht die Schecke so leicht nicht durch.“ —

Ariana saß neben Rüdiger. Seine Schulter streifte, wenn sie sich scherzend zu ihm wandte, ihren weiten bauschigen Spitzenärmel, unter welchem der wundervoll geformte Arm in rosiger Weiße hervorschimmerte. Dann durchrieselte es ihn heiß, und seine Lippen sprudelten von glücklichen Einfällen über.

Er dachte nicht mehr an den Brief, welchen er unmittelbar vor Beginn des Festes von Alwine erhalten, und dessen Inhalt ihn so seltsam fremd, so beängstigend gleichgiltig berührt hatte, als ob er die Schreiberin dieser rührend innigen Zeilen nicht mehr liebe. Er hatte den Brief kindlich gefunden und darüber gelächelt. Und dann entsann er sich plötzlich, daß die sanfte Unschuld und treuherzige Natürlichkeit Alwinens ihm damals einen Strom heißen Entzückens durch die Seele gegossen, als sie ihm, dem Herrn und Meister ihres Lebens, ihr ganzes Sein demüthig zu Füßen gelegt.

Und jetzt, mitten im Festjubel, packte ihn ein dumpfes Vorgefühl, daß er vor einer abermaligen Entscheidung stehe. Er sah zu seinem Onkel hinüber in dessen strahlendes Antlitz. Jetzt oder nie war der Moment, wo er aufrichtig handeln, wo er Alles gestehen und Nachsicht fordern

konnte. Er hatte dann als Ehrenmann gehandelt, mochte kommen, was da wolle. Ariana würde jedenfalls seine Bundesgenossin sein. Sie liebte ihn ja nicht. Nur in ihm regten sich die berauschenden Erstlingstriebe einer wirklichen Liebe, einer überraschenden, nicht einer überraschten.

Aber es mußte himmlisch schön sein, die Liebesfähigkeit, die so tief und ängstlich bewachte, dieses stolzen Mädchenherzens für sich zu erwecken. Die Vorstellung schon, den Zauberbann mit seinen Lippen zu lösen, dieses allmächtige Sehnen, welches für den Geliebten selbst den Tod nicht scheuen wollte, an sich zu fesseln, machte Rüdiger schwindeln.

„Du bist still geworden!" sagte Ariana, als sie nebeneinander den Speisesaal verließen, der später zum Tanz alle Gäste wieder vereinigen sollte.

„Bist Du es nicht auch heute gewesen?" erwiederte er hastig, als müsse er ihren Blick von seiner Seele ablenken.

„Ich dachte —"

„An den Grafen Thun!" fiel er so unvermittelt ein, daß sie vor Unwillen erröthete. „Verzeih!" bat er leise. „Ich bin ein Narr."

„Gedankenlos bist Du und unartig," sagte sie ernst, indem sie sich von seiner Seite entfernte. —

Die Präsidentin, weder durch die höher gestiegene Temperatur, noch durch die Perlen des Schaumweins, an welchem sie freilich nur genippt, in ihrer Marmorblässe verändert, stand neben der lebhaft sprechenden Frau v. Lieberfeld, welche mit dem Rathe schloß: „Ich sage Ihnen, liebste Frau v. Taburowsky, lassen Sie Ihren Hans ja zur Kavallerie gehen."

„Nie!" sagte der Präsident, welcher neben seine Gattin getreten war. „Wir besitzen nur diesen einzigen Sohn und wollen sein Leben nicht unnütz auf's Spiel setzen. Nach meinem Willen studirt er."

„Wissen Sie," fuhr die energische Dame fort, „es mag hübsch sein, einen Sohn zu haben, der ein gelehrtes Haus ist, aber ein Kavallerist wäre mir auf alle Fälle lieber. Na, Geschmackssachen!"

Sie drehte sich lachend auf ihrem Absatz um und mischte sich pflichtschuldig unter ihre Bataillonsdamen.

Die Präsidentin sah ihr mit einem schattenhaften Lächeln nach.

„Du bist ermüdet, Christiane," sagte Herr v. Taburowsky, und die Art, wie er es sagte, bekundete eine große Fürsorge. „Du hast über den Aufbruch zu entscheiden."

„Hans ist gut aufgehoben," erwiederte sie, ihren Federfächer langsam in Bewegung setzend und somit ihr Antlitz den Umstehenden entziehend. „Eine Stunde, meine ich, opfern wir der Höflichkeit noch. Was wolltest Du mir doch heute Morgen erzählen, als Du abgerufen wurdest? Wir sprachen, dächte ich, von der Versetzung unseres Hans —"

„Ah, ganz recht!" fiel der Präsident ein. „Der Direktor unseres Gymnasiums zieht sich kränklichkeitshalber in's Privatleben zurück. Sein Nachfolger ist noch unbekannt. Da wir immerhin noch einige Jahre hier verleben werden, hat diese Angelegenheit um unseres Sohnes willen Interesse für uns. Der alte Herr war auch ziemlich verbraucht."

Sie nickte. „O, zweifellos! Ich bin sehr gespannt auf den Nachfolger."

In ihrer Stimme lag nichts, was nur irgendwie auf Interesse oder Spannung hätte schließen lassen, aber der Präsident kennzeichnete die Worte durch ein verbindliches Kopfneigen als Thatsache. —

Drinnen im geräumten Speisesaal erschallten jetzt die lockenden Töne der Streichmusik.

Rüdiger trat zu Ariana, um mit ihr den Weihnachtsball zu eröffnen. Als er seine Tänzerin wieder zu

ihrem Platze führte, fühlte er, daß seine Kraft zu Ende war. Er verließ hastig den Saal, bleich vor innerer Erregung. Nein — es mußte zur Entscheidung kommen, er ertrug es nicht länger.

Im Wohnzimmer fand er seinen Oheim vor dem Spiegel stehend, eifrig bemüht, seine gelockerte Krawatte von Neuem zu befestigen.

Als Ferchow seinen Neffen eintreten sah, rief er ihm befriedigt zu: „Aler! Spiele 'mal meine Frau! Ich kann den verwünschten Haken nicht finden. Sieh Du 'mal zu!"

Rüdiger kam ihm eilig zu Hilfe.

„Onkel," sagte er und seine eigene Stimme klang ihm fremd in's Ohr, als er die gute Gelegenheit ergriff, „ich suchte Dich, um Dir etwas mitzutheilen."

„So? Na, da hätten wir uns ja schon gefunden! Nur vermeide es gütigst, mir im Eifer die Kehle zuzuschnüren. Schickt Dich Jemand?"

„Nein! Es ist mein eigenes Bedürfniß, das mich zu Dir treibt, es ist mein Herz," sagte der junge Mann, obwohl er im Vorgefühl der endgiltigen Entscheidung eine lähmende Angst sein Herz durchrieseln fühlte. „Ich liebe sie ja doch," murmelte er vor sich hin. „Ich werde sie wieder lieben lernen wie damals."

Diese Planke, an welche seine Ehre sich im Moment der Gefahr klammerte, glitt ihm aus den Händen. Denn kaum hatte Herr v. Ferchow diese Worte gehört, als er sich, auf das Freudigste berührt, seinem Neffen zuwendete.

„Sieh da, mein Junge! Sind wir schon so weit? Hat der alte Ferchow doch richtig gerechnet?" Er reichte dem von dieser Wendung völlig Verwirrten beide Hände mit väterlicher Herzlichkeit hin. „Was Du jetzt weißt, das wußte ich schon seit eurer Kindheit. Es war ja nicht anders möglich, ihr mußtet euch ja lieb haben!"

„Du irrst, Onkel! Deine Güte, Deine Nachsicht —"

„Was Güte! Was Nachsicht!“ rief Ferchow. „Du machst Deine angeborenen Ansprüche geltend, mit meinem Willen. Es liegt das in unserem beiderseitigen Interesse. Setz' Dich 'mal daher! Wir wollen die Sache ohne Umschweife erörtern.“

Er zog den jungen Mann neben sich auf den Divan.

„Ariana ist meine Universalerbin. Ich habe keinen Sohn. Na, darüber bin ich hinweggekommen, seit ich meinen Plan in unser Aller Interesse aufzustellen begann. Ich liebe Ari, ich liebe mein väterliches Besitzthum, ich liebe Dich. Was ist natürlicher, als daß ich alle Drei bei einander erhalten wissen möchte. Wenn Du es nicht schon gewußt hast, so sage ich es Dir jetzt: Du solltest von jeher Besitzer von Bonsdorf und Jahnshof werden an Ari's Seite, das war beschlossene Sache. Und ich meine, Güter wie Bonsdorf und Jahnshof findet man nicht alle Tage auf der Straße. Denke 'mal darüber nach.“

„Ich thue es und fühle mich berauscht von dieser Zukunft,“ sagte Rüdiger, vor dessen Geistesaugen mehr und mehr jenes ferne Mädchenbild verblaßte, das er einst zu lieben glaubte.

„Sei kein Schwärmer, sondern höre zu. Wir haben während Deiner Abwesenheit mancherlei Besorgniß empfunden, daß Du Dein Herz an ein anderes Mädchen, welches gänzlich außerhalb meines Interesses gestanden haben würde, hängen könntest, und da diese Gefahr naturgemäß mit den Jahren wuchs, habe ich Dich in unsere, in Ariana's Nähe gebracht. Ihr solltet euch kennen und lieben lernen. Wenn Du vor mich hingetreten wärest mit einem anderen Mädchen, ich würde wenig erbaut gewesen sein. Du hättest mir keinen größeren Kummer zufügen können. Aber so,“ er sprang elastisch auf, „ist ja Alles auf's Beste geordnet. Und ich heiße Dich von Herzen willkommen als Sohn, der Du eigentlich schon immer warst!“

Ein eigenthümliches nervöses Zittern durchflog die Brust des jungen Mannes. Er war wie geblendet von einem Glanze, der jählings vor ihm emporstieg und wuchs und Alles erfüllte, so daß er für Sekunden die Augen schließen mußte. Ariana sein Weib! Er der Erbe seines reichen Oheims! Welche Aussicht!

„Na, wovon träumst Du da?" hörte er die lachende Stimme seines Oheims fragen.

„Ich träumte," sagte er sich hastig ermannend, „von der Möglichkeit, Ariana's Herz für mich zu gewinnen. Bis jetzt zweifle ich daran. Sie mag meine Liebe zu ihr fühlen, die ihre zu mir zeigt sie nicht."

„Mensch," sagte Ferchow halb gerührt, halb unwillig, „hast Du wirklich erwartet, daß ein Wesen wie Ari sich Dir, blos weil Du ein netter Junge bist, an den Hals werfen würde? So ein bischen Cäsar spielen wir wohl gern, wie? Na, damit ist's nun nichts. Und ich kann Dir nach meinen Grundsätzen und nach meinen Erfahrungen auch nicht beistehen. Denn thäte ich's, so würde Ariana mißtrauisch werden, wenn nicht gar widerspenstig. Nein, mein Sohn, da mußt Du schon selbst zusehen. Wirb um sie! Frisch voran! Du machst doch sonst keinen blöden Eindruck. Und denke daran, daß es der glücklichste Augenblick meines Lebens sein wird, wo ich Deine Hand in die ihre legen kann."

Er zog energisch an seiner Krawatte, nickte zufrieden und ging eilfertig aus der Thür.

Rüdiger sah ihn das Zimmer verlassen. Er sank wieder in das Sopha nieder und bedeckte seine Augen mit der Hand.

Die Umrisse seiner glänzenden Zukunft, welche Ferchow mit raschen Zügen entworfen, strahlten vor ihm auf: der magische Reiz völliger Unabhängigkeit, die Vorzüge einer freien gesellschaftlichen Stellung und der nie versagende Einfluß des Reichthums.

Und er brauchte die Hand nur auszustrecken, Alles das zu erreichen, was Millionen Andere, Bessere, nie erreichen konnten.

Auf der anderen Seite dehnte sich ein dürftiges Dasein wie eine unabsehbare dürre Ebene hin, der mühevolle Kampf, das heiße Ringen um die Existenz. Eine lange Kette demüthigender Entsagungen und Entbehrungen. Ohne Aussicht auf Befreiung, weil fest gebunden durch ein Wort.

Dieses Wort! Dieses Wort! Warum hatte er es gegeben?

Er preßte seine Rechte gegen die pochende Schläfe.

War es denn nicht Wahnsinn, ein Glück hinzuschleudern, nur weil seine Urtheilskraft sich einmal irrte? Wo fand sich ein Zweiter, der in der Wahl schwankte? Er liebte ja Alwine nicht mehr. War es nicht seine Pflicht, dies offen zu gestehen, sich und ihr?

Wenn Alwine Hansen an jenem verhängnißvollen Abend ihr Herz besser in Haft gehalten, wenn sie seinen Abschiedsworten thränenlos gelauscht hätte, würde er dann daran gedacht haben, ihr seine Liebe anzutragen? Niemals! Sie hatte die verhängnißvolle Scene durch ihre Schwäche heraufbeschworen, als sie sich ihm an die Brust warf. Seine Schwäche war ja nur die Folge ihrer Schwäche gewesen. Sie trug die Schuld, wenn er Mitleid für Neigung nahm, nicht er. Ein Weib, das sich selbst vergißt in seinen Gefühlen dem Mann gegenüber, nimmt das Verhängniß auf sich, unterschätzt zu werden.

War's denn unehrenhaft oder unrecht, wenn er zuerst von Beiden zur besseren Einsicht gelangte? Es war ja nicht der Besitzer von Bonsdorf und Jahnshof, welcher dem vermögenslosen Mädchen die Freiheit der Wahl wiedergab, es war der arme, aussichtslose Assessor, der nichts zu bieten hatte, als einen endlos langen Brautstand, eine ungewisse Zukunft.

Rüdiger fühlte plötzlich, daß Alwine Hansen andere Erwartungen hegen durfte, so gut wie er selbst, und daß es im Grunde genommen ein Akt der Gerechtigkeit sei, ihr darin nicht hindernd im Wege zu stehen.

Und ihr Herz? Ach, was! Er glaubte nicht an die Fabel vom gebrochenen Herzen. Schmerzen empfand er ja auch, Reuequalen um ihretwillen.

Daß er Alwine überredet hatte, aus der immerhin sicheren Obhut ihres Oheims in das ihr fremde Getriebe der großen Welt hinauszutreten, war ja Nebensache. Er hatte es zwischen den Zeilen zwar gelesen, daß sie sich nicht wohl fühle, aber das war nur eine Frage der Zeit, der Gewohnheit. Er hatte ihr doch immerhin eine freiere Existenz geschaffen, sie aus der Sklaverei häuslicher Verhältnisse und geisttödtender Enge herausgehoben und mitten hineingestellt in das Leben. Das war des Dankes werth, nicht der Vorwürfe.

Und wie der junge Mann so stufenweise seine Selbstvertheidigung bis zur Freisprechung vor sich selbst geführt hatte, kam das sanguinische auflodernde Gefühl der wiedergewonnenen Freiheit wie ein Rausch über ihn. Der quälende Alpdruck wich. Ringsherum blitzte ihm die Zukunft hell entgegen. Es gab keine Vergangenheit mehr, nur Hoffnung auf ein endloses Glück. Er wußte ja, daß Ariana's Unnahbarkeit nur eine Maske war, ein Schleier, den sie über die glühende Empfindungsfähigkeit ihrer Frauenseele legte, wie der Schnee seine kalten Flocken schirmend über die keimende Saat breitet.

Er wollte mit seinem Leben um sie werben, nachdem er Alles hinter sich geworfen, was den Pfad zu ihrem Herzen versperrte. Es war ihm, als sei er ein Anderer geworden in den Kämpfen der letzten Stunden, als sei er jetzt erst der Verheißungen seines Oheims, der Gegenliebe Ariana's würdig geworden. Auf der Höhe dieses fest

eingenommenen Standpunktes wollte er verbleiben. Was an Wankelmuth, an moraliſcher Schwäche bis jetzt in ihm vorgeherrſcht, es war abgethan. Zum wenigſten war es ſeine ehrliche Ueberzeugung, daß es ſo ſei. . . .

Drinnen im Tanzſaal tönten die lockenden Weiſen luſtig fort, als Rüdiger deſſen Schwelle wieder betrat. Ein farbenreiches und bewegliches Bild empfing ihn. Mitten im Saal ſtand der Tannenbaum, um deſſen dunkles Grün die lichten Gewänder der Tanzenden flatterten.

Rüdiger nahm eines der zierlichen Geſchenke, welche ſeine Zweige ſchmückten, und eilte damit zu Ariana.

„Wo warſt Du ſo lange?“ fragte ſie raſcher, als es ſonſt ihre Art war.

„Allein mit mir,“ erwiederte er und ſuchte ihr Auge.

„Das iſt ſo übel nicht!“ Sie lächelte, was ihr außergewöhnlichen Liebreiz verlieh. „Weißt Du, es iſt eine Kunſt, mit ſich allein zu ſein. Ich übe ſie gern.“

„Ich war vielleicht doch nicht ſo ganz allein,“ ſagte er leiſer, während ſie ihm das kleine Etui aus der Hand nahm. „Ich will Dir gegenüber dieſe Lüge nicht auf meinem Gewiſſen behalten.“

Sie ſenkte ihre dunklen Wimpern. „Komm! Wir müſſen abtanzen!“

Er hielt ihre Hände neckend feſt. „Wie oft haſt Du jetzt ſchon zu mir geſagt: Komm! Thu dies, thu das!“

Wieder lächelte ſie. „Soll ich lieber ſagen: Geh!?“

„Wenn Du willſt, daß ich für immer gehen ſoll, ja!“ flüſterte er ihre Taille umſchlingend.

Sie runzelte leicht die Brauen, aber ſie erwiederte nichts.

Es war ihm, als habe er ihre Geſtalt noch nie in ſeinem Arm ruhen gefühlt. Jahre ſeines Lebens hätte er in dieſem Augenblick darum gegeben, die ihm zugeneigte Stirn mit ſeinen Lippen ſtreifen zu dürfen, nur den Roſen-

ſtrauß in ihrem lockigen Haar zu berühren. Er begriff ſeine Schüchternheit, ſeine Verwirrung ſelbſt nicht gerade dieſem ihm zugedachten jungen Weibe gegenüber. Und doch, er wagte es nicht, die Sehnſucht zu verrathen, welche ſein ganzes Sein durchglühte.

— — — — — — — — — — — —

Als Herr v. Taburowsky durch den Diener die Meldung erhielt, daß ſein Wagen vorgefahren ſei, erhob er ſich ſofort trotz des lebhaften Proteſtes des Hausherrn.

„Wir werden das Andenken an das Feſt des Bonsdorfer Tannenbaums," ſagte der Präſident in ſeiner gemeſſenen Weiſe, „in dankbarer Erinnerung bewahren, mein ſehr verehrter Herr v. Ferchow. Hoffentlich ſtrahlt ſein Lichterglanz uns Allen in's neue Jahr hinein. Das wäre mein aufrichtiger Wunſch."

„Ich danke, mein verehrter Herr Präſident," erwiederte Herr v. Ferchow, die dargereichte Hand kräftig ſchüttelnd. „Ich hoffe, daß der Nachfolger dieſes Baumes uns in gleichem Frohſinn wieder in Bonsdorf verſammelt ſieht."

Frau v. Taburowsky, welche im Kreiſe der Damen dem luſtigen Treiben der Jugend zuſchaute, hatte ſich ebenfalls erhoben. Auf ihrem Antlitz war weder Amüſement noch Langeweile zu leſen und trotz aller Bläſſe auch nicht eine Spur von Ermüdung. Sie trug ihr juwelengeſchmücktes Haupt, ohne mit einer Miene zu verrathen, daß ſie jede Minute gezählt hatte, welche ſie von ihrem Sohn trennte.

Und ſo durchſchritt ſie am Arme des Herrn v. Ferchow den Saal, nach allen Seiten gleich verbindlich grüßend.

Die Baronin Lieberfeld kam gerade vorbeigetanzt, ſprühend von Lebensluſt und Temperament. Sie führte das Kunſtſtück aus, mitten im Galop ſtehen zu bleiben und ihrem Kavalier den Rücken zu kehren, um der Präſidentin die Hand zu reichen.

„Angenehme Heimfahrt! Hätten Sie Luſt morgen zu

einer Schlittenpartie? Ich kutſchire ſelbſt. Hole Sie ab. Ihren Hans nehmen wir mit."

Die Präſidentin lächelte. „Geſtatten Sie, daß ich mir dieſes freundliche Anerbieten noch etwas überlege — vielleicht bis um zwölf Uhr Mittags!"

„Haben Sie Angſt vor vornehmen Kutſchern?" lachte Frau v. Lieberfeld. „Muskeln wie Stahl." Sie ſchüttelte ihre kleine Hand nicht ohne Koketterie, nickte und flog mit ihrem harrenden Tänzer davon.

Drunten im Wagen breitete Herr v. Taburowsky ſorgſam die pelzgefütterte Seidendecke über die Kniee ſeiner Gemahlin.

„Du haſt Dich gut unterhalten?"

„Sehr gut!" ſagte ſie, ihr Haupt gegen die Polſter zurücklehnend, ſo daß ein voller Lichtſtrahl aus den erleuchteten Parterrefenſtern ihr Antlitz traf. „Du nicht?"

„Doch! Ganz vortrefflich! Es iſt ein angenehmes Haus. Du findeſt das auch?"

„Zweifellos! Und Herr v. Rüdiger iſt wohl als verlobt zu betrachten?"

„Dem Anſchein und der guten Laune ſeines Oheims nach zu urtheilen, ja. — Du frierſt nicht, Chriſtiane?"

Sie ſchüttelte das Haupt — und ſchwieg.

Der Wagen fuhr mühſam durch die tiefen Schneemaſſen des Parkes bis zum Eingang der Landſtraße. Hier an der Biegung ſchimmerte das hellerleuchtete Schloß zwiſchen den dunklen Stämmen noch einmal hervor. Der Himmel hing voll grauer Wolken, gegen welche der Mond mühſam ankämpfte. Nur zuweilen fiel ſein Licht über die ſtarrenden Felder, huſchte darüber hin und verſchwand wie ein zerfließendes Traumbild. Kein Laut von Nah und Fern als das Schnauben der Pferde. Bisweilen ertönte aus der farbloſen Weite in langen Zwiſchenräumen das Geheul eines Hundes unheimlich klagend durch die Nacht.

Endlich rollten die Räder über Steinpflaſter. Die

Stadt war erreicht. Noch wenige Minuten, und der Wagen hielt vor dem Regierungsgebäude, dessen oberer Stock dem Präsidenten als Dienstwohnung zugewiesen war.

Herr v. Taburowsky hob seine Gemahlin selbst aus den Kissen und geleitete sie die breiten, teppichbelegten Stufen hinauf, während der Diener, mit Decken und Fußsäcken beladen, dem Paare folgte.

Ohne sich ihrer Umhüllungen entledigt zu haben, traten Beide, demselben Antriebe folgend, in das Schlafzimmer ihres Sohnes, wo derselbe im festen Jugendschlaf zwischen den weißen Linnen seines Bettes ruhte.

Das Auge des Präsidenten überflog das Bild rasch und prüfend, während seine Gattin sich einen Moment tief über den ruhig athmenden Schläfer beugte.

„Wir können unbesorgt nun selbst zur Ruhe gehen, Christiane."

Sie nickte, richtete sich auf und ging ihm voran in das Nebengemach.

Als er eintrat, hatte sie das schwere Kleid abgeworfen und ein weites rothes Seidentuch zum Schutz über die weißen Schultern geschlungen. In ihren dunkelblonden Haaren flimmerte noch die Brillantagraffe, auch die goldenen Reifen umspannten noch die weichen Handgelenke.

Sie war in diesem Moment so wunderbar schön durch den seltsamen Glanz, welchen die rothe Seide auf ihre blendend weiße Haut warf, daß Herr v. Taburowsky in unausgesprochener Bewunderung seine Blicke auf ihr ruhen ließ.

Sie bemerkte es und stand regungslos, die dunklen Augen zu ihm aufgeschlagen, als ob sie etwas erwarte oder ein Wort auf den Lippen trage.

Er hatte die Thür hinter sich geschlossen und ging zum Fenster. Einer der blauen Vorhänge davor rauschte zurück. Herr v. Taburowsky sah hinaus in die verschneiten öden

Gänge des Gartens, und ein bitterer Schmerz kam über ihn. Er wußte es, was in der Seele dieser Frau sich regte, denn er selbst trug das gleiche Gefühl in sich. Sie gestanden es einander nur nicht mehr, sie verschleierten ihre Qual. Aber es kamen doch Minuten, wo die Maske zu sinken drohte, wo sie gesunken war. Sie sahen einander zu tief in's Herz. Sie wußten zu viel voneinander. Sie vergingen vor Sehnsucht nacheinander und fürchteten Eines des Anderen Nähe. Sie scheuten es sich zu gestehen, daß jeder Athemzug nach einer Liebe drängte, die bitterer war als Haß und machtloser als Gleichgiltigkeit.

Herr v. Taburowsky wandte sich vom Fenster ab. Er las den ringenden Stolz in den bewegten Zügen seines Weibes. Wie oft hatte er ein zweites Gefühl, das alle Liebe vergiftete, in sich niedergerungen, niedergezwungen in ihren Armen. Aber es starb nicht, wenn er es auch betäubte. Und er entfernte sich weiter von ihr, und sie von ihm.

Zwischen Beiden erwuchs, mit abergläubischer Angst von Christiane, mit unbegrenzter Liebe von seinem Vater behütet, der einzige Sohn, in welchem die Herzen der Eltern sich fanden.

Herr v. Taburowsky war zum Tisch getreten, neben welchem seine Gemahlin schweigend lehnte. Ein Anderer, Verjüngter, erschien er. In seine Augen drängte sich ein Strahl jenes inneren Kampfes, zu dem das ergraute Haar im Widerspruch stand, ein Strahl vom Nachglanz vergangener Tage und vergangener Wonne, die nicht sterben konnte, sich selbst zum Fluch.

Christianens Herz hatte bei seinem Nahen heftiger geklopft. Einen Augenblick hatte sie das Gefühl, als könne sie die dunkle Gewalt verscheuchen, welche zwischen ihnen vergiftend und verödend stand. Ein Blick in die Züge ihres Gatten hob sie über die lastende Gegenwart empor,

und sich zurückwähnend in die Tage reich ausströmender Liebesfülle, wo dieses noch immer angebetete Antlitz ihre Seele mit seinem Bilde erfüllte, wollte sie die Arme ihm entgegenstrecken, ihn an sich zu ziehen und sich an seine Brust zu drücken. Aber der trennende Schatten drängte sich alsbald wieder zwischen sie und ihn.

Er verstand Alles, was in ihrer Seele vorging. Wie hätte er es nicht wissen sollen in seiner Liebe? Und ein tiefer Schmerz erfüllte sein Herz, eine bittere Selbstanklage, ein unsäglich banges Mitgefühl.

Er reichte ihr die Hand. Sie sah es nicht.

Da sagte er leise: „Christiane!" als könne seine Stimme der Wunde wehthun, die sie um seinetwillen im Herzen trug.

Sie hob langsam die Wimpern. Er las auf ihren bleichen Lippen das Wort: „Vorbei!"

„Christiane!" Er nahm ihre Hand. Sie ruhte kalt und starr in der seinen.

„Wir haben unseren Sohn," sagte er kaum verständlich und zog ihre Finger an seine Lippen mit einem so beredten Ausdruck verzeihenden und abbittenden Wehes, daß sie zusammenzuckte.

Sie mußte an die Seligkeit jener Zeit denken, da dieser Sohn geboren wurde, und sie vergleichen mit der augenblicklichen Stunde; und sie mußte denken an eine Zeit, wo dieser Sohn nicht mehr seelenbindend zwischen ihnen stehen mochte.

Diese Vorstellung machte sie schwindeln. Ihre Hand begann in der seinen heftig zu zittern.

„Ich bin müde," sagte sie und zog ihre Rechte aus der seinen.

Er trat zurück.

„Drüben liegen Akten, in welche ich noch Einsicht nehmen möchte, wenn ich hoffen dürfte, Dich später nicht im Schlaf

zu ſtören," ſagte er ruhig, das, was ſeine Seele aufwühlte und durchzitterte, völlig in ſich verſchließend.

Sie zwang ſich ein ſchattenhaftes Lächeln ab, mit welchem ſie ihr inneres Leid ſo geläufig zu verbergen wußte.

„Bei etwas Vorſicht Deinerſeits gewiß nicht, Engelhard. Ich bin müde und werde feſt ſchlafen, hoffe ich."

Er nickte und verließ das Zimmer.

7.

Es hatte die ganze Nacht geſtürmt, und am Tage wollte der Nebel aus den winkeligen Straßen des Städtchens nicht weichen.

Profeſſor Hanſen, durch eine Konferenz aufgehalten, kam erſt am Spätnachmittage ärgerlich und verſtimmt nach Hauſe.

Er ſchritt, verdrießlich vor ſich hin murmelnd, den Hut tief im Nacken, den ſchützenden grünen Shawl um den Hals geſchlungen, die Hände trotz Kälte und Wind entblößt, eilig dahin. Wo ein Schulknabe ihm begegnete und pflichtgemäß grüßte, brummte er ohne Neigen des Hauptes halblaut vor ſich hin.

Es wunderte ſich Niemand mehr über die Perſönlichkeit und das eigenthümliche Weſen des geachteten Gelehrten, deſſen Schüler nie Urſache gehabt hatten, die Gerechtigkeit ihres Lehrers in Zweifel zu ziehen. Die Frauen bedauerten ihn zumeiſt, weil ſein Daſein jeglicher Behaglichkeit, ſein Leben jeglicher Liebe entbehrte. Er ſelbſt merkte nichts davon, vermißte nichts in ſeiner Abgeſchloſſenheit.

Die Hausthür hinter ſich zuwerfend, ſchritt der Profeſſor ſinnend die wenigen Stufen hinauf, welche zu ſeiner Wohnung führten. Mühſam zog er mit ſeinen ſteifgewordenen Fingern den Schlüſſel aus der Taſche und öffnete

die Korridorthür. Martha war nicht zu Hause. Aber in seinem Arbeitszimmer brannte unter dem blauen Eisentopf eine Spiritusflamme und hielt das Kaffeekännchen mit seinem Inhalt heiß. Daneben stand die Lampe. Die Hausschuhe lehnten am Ofen, in welchem ein frisch geschürtes Feuer brannte.

Ignatius Hansen hatte weder Sinn für die eine, noch für die andere Zurüstung, er zündete nicht einmal die Lampe an, sondern begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

Er sagte es Niemand, sich selbst nicht, daß ihm etwas fehle, und doch war es so.

Er wußte nur, daß er jetzt häufiger an Zerstreuung litt, als sonst. Und in dem Unmuth über diese Erkenntniß ward er noch zerstreuter.

Ignatius Hansen hatte so wenig das Bedürfniß gehabt, mit Anderen Bekanntschaft zu machen als mit sich selbst. Jeder alte Römer oder Grieche war ihm vertrauter, als er sich selbst. Trockenes Bücherwissen hatte sein ganzes Leben ausgefüllt. Er kannte nichts Anderes.

Er ging rascher auf und nieder in der tiefen Dämmerung des Gemaches, welches nur von der flackernden Spiritusflamme erhellt ward.

Seine Mutter hatte ihn dem Licht der Welt übergeben, um daraus zu scheiden. Sie war gegangen, als er kam. Und das Weib seines älteren Bruders hatte diesen in's Irrenhaus gebracht. Und ihre Tochter, die er an Kindesstatt in's Haus genommen, war ohne Aufklärung und Trennungsweh von ihm gegangen zu fremden Menschen.

Ihre Briefe — er hatte deren zwei erhalten — sprachen wohl von Dank. Aber Dank und Davongehen! Wie reimte sich das? Er begriff es nicht.

Bei einer Wendung fiel sein Blick auf die buntgestickten Pantoffeln, welche Alwine ihm zum letzten Weihnachtsfest

gearbeitet hatte. Er hatte ihr Geld geschenkt, viel nicht, denn er hatte nicht viel zu geben, nur so viel, wie er Martha gab.

Das konnte sie doch nicht gekränkt haben! Um einer solchen Bagatelle willen geht man doch nicht davon! Er hatte sie ja doch behüten wollen vor der Welt, ob sie zwar das Kind jener Frau war, welche seinem Bruder den Verstand geraubt hatte, jener Frau, die er haßte und verachtete aus tiefstem Herzensgrunde, vielleicht noch um einen Grad mehr, als er den Mann haßte, welcher seines Bruders Weib an sich gerissen hatte.

Es fiel ihm plötzlich eine Geschichte ein, eine Jugenderinnerung, deren er, der weltscheue Gelehrte, sich schämte — die einzige Liebesregung, welche er je im Leben an sich erfahren.

Sie zu verscheuchen, goß er sich aus dem Kaffeekännchen die Tasse voll und trank heftig und rasch. Aber das Ofenfeuer flüsterte und knisterte allzu geheimnißvoll und sein Flackerschein malte Schatten an die blinkenden Scheiben. Der abendliche Zauber erwartungsvoller Stille löste auch heute in seiner vereinsamten Seele eine lang verrostete Saite, die gar wunderlich zu klingen anhob, während der Professor grübelnd in die halb geleerte Tasse starrte.

Das war damals gewesen, lange, lange Jahre her, als er zur Universität abgegangen und vom schwer ersparten Gelde eine Fußtour durch das Riesengebirge gemacht hatte. Er trug sein Ränzel auf dem Rücken, den Stock in der Hand. Blumen hatte er unterwegs nicht gepflückt. So etwas kannte er nicht. Auch berauschte ihn die wilde Romantik des Pfades keineswegs. Wo eine Quelle aus Moos und Farrenkräutern hervorsprudelte und der harzige Duft schattiger Tannen ihn umwehte, warf er sich nieder in's Gras, zog seinen Homer aus der Tasche und las und vergaß die Welt und das Riesengebirge.

Plötzlich störte ihn ein leises Kichern. Auffahrend sah er in ein junges Antlitz, das neugierig die Blicke in die seinen senkte. Ein halbes Kind war's noch, liebreizend in braunem Flechtenschmuck und frischem Wangenroth, das heftig athmend vom raschen Abstieg neben ihm die Quelle suchte. Und er sah wie geblendet in das süße Gesichtchen, das er nie, nie vergessen konnte. Was er auf die neugierigen Fragen des jungen Mädchens geantwortet hatte, er wußte es nicht. Er wußte nur, daß sein Herz in ein Meer verwandelt zu sein schien, welches hohe Wogen trieb.

Sie war davon gehüpft zu den Ihrigen, und er sah ihr nach, bis seine Augen schmerzten vom Goldglanz der Sonne über der Schneekoppe. Aber das Sträußchen, ihr Gürtelsträußchen, trug er am Hut.

Die Winde hatten es längst irgend wohin verweht. Aber in diesem Moment sah er es wieder vor sich das bunte, duftige Ding, blauen Enzian, wilde Veilchen und kleine rothe Sterne, deren Namen er nicht kannte.

Damals hatte er die erste und letzte Liebesregung empfunden, und der alte Homer war ihm einige Stunden unsäglich grau und trocken vorgekommen gegen dieses blühende, junge Leben.

Vorbei!

Ignatius Hansen entzündete seine Studirlampe. Ein großer, bereits geöffneter Brief lag auf dem Schreibtische. Sein Inhalt störte das Gleichgewicht seiner Seele. Er enthielt seine Berufung als Direktor des Gymnasiums einer größeren Provinzialstadt. Und daneben schmeichelhafte Worte über die literarischen und pädagogischen Leistungen des Professors.

Seine Kollegen hatten ihm dringend zur Annahme gerathen und das jedem Wechsel abgeneigte Widerstreben des Gelehrten durch triftigen Zuspruch zu entkräften gesucht. Den triftigsten Grund hatte aber Keiner berührt:

das war die vereinsamte Häuslichkeit, in welcher Ignatius Hansen gegen seinen Willen Alwine vermißte.

Dennoch zauderte er. Und der Brief hatte schon zwei Tage unbeantwortet dagelegen. In dieser Stunde aber sah es in seinem Kopf anders aus als gewöhnlich. Eine ungewohnte Aufregung und die Erinnerung an seine Jugend hatten die Alltagsbedenken verscheucht. Und ein seltsames inneres Drängen nach Anderem, Neuem, regte sich in ihm. Und unter diesem Zusammenfluß wunderbar verketteter Empfindungen theilte Ignatius Hansen seiner vorgesetzten Behörde mit, daß er bereit sei, die ihm angetragene Stelle zu übernehmen.

Dann warf er die Feder hin, und begann hastig zu arbeiten, wie gewöhnlich.

— — — — — — — — — — — —

Zu derselben Zeit schrieb Alwine folgenden Brief an Alexander v. Rüdiger:

„Mein theurer Alexander! Wie lange lässest Du mich diesmal auf Deine lieben Zeilen warten, so daß ich schon vor Ungeduld und Angst krank zu werden glaubte. Tag und Nacht sehe ich nur noch Dein Bild vor mir. Jetzt mehr denn je, wo Du so fern mir bist, unerreichbar, und ich Niemand habe, dem ich anvertrauen darf, daß Du mir Alles auf Erden bist, und daß ohne Dich und Deinen Besitz mir das Leben kein Leben mehr wäre; nur noch eine Last, die ich nicht ertragen könnte. Wenn ich allein bin, ist es mir, als seiest Du wieder bei mir und eine Seligkeit erfaßt mich, als müsse ich zu Deinen Füßen niedersinken, um Dir das Glück zu danken, welches Deine Liebe mir gab. Säheſt Du nur einmal in mein Herz! Ach, wie dürfte ich leugnen, daß es oft ungeduldig nach Dir schlägt, wo es doch nichts Schöneres kennen darf und auch nichts Schöneres kennt, als Jahre auf Deinen Besitz zu harren! Was sage ich Dir das, mein einzig lieber

Alexander! Nie, mag die Zukunft sich gestalten wie sie wolle, wirst Du meinen Muth sinken sehen. Wir haben uns ja zu fest Treue geschworen, um aneinander zu zweifeln. Und so bin ich auch sehr glücklich ohne die erwartete Antwort. Nur ein klein, klein bischen traurig, weil Du so viel zu thun hast, wie Du mir letzthin einmal schriebst, und so wenig mit Deiner Alwine plaudern kannst.

Wenn Du schreibst, erzähle mir doch von Deinem Onkel Ferchow, ob Du sein Herz schon etwas erweicht hast. Und auch von Deiner Cousine Ariana schreibe mir. Ich habe sie ja schon lieb, weil sie Deine Cousine ist und, wie Du mir mittheilteſt, sehr gütig zu Dir ist. Schade, daß Du sie nicht von mir grüßen darfst oder kannst!

Hier im Hause geht es so seltsam her, ich weiß gar nicht mehr, wie das werden soll. Frau Hammer macht so wunderliche Geschichten, und ihr Gemahl ist sehr unglücklich. Wenn jetzt noch die Schwiegermutter käme! Eine so reiche Frau! Und da muß ich immer daran denken, daß etwas von ihrem Gelde mir meinen geliebten Alexander ganz schenken würde. Nun, wie es auch komme, ich warte auf Dich bis in den Tod.

Deine Dich unsäglich liebende Alwine."

Als Alwine diesen Brief mit glühenden Wangen und thränenfeuchten Augen noch einmal durchgelesen und ihn sodann sorgfältig in's Couvert gesteckt und adressirt hatte, wurde ihre Thür hastig aufgerissen, und Frau Hammer erschien auf der Schwelle.

„Ich wollte nur sehen, ob mein Mann bei Ihnen wäre," sagte sie, und, ihren herrischen Ton ändernd, warf sie sich lachend auf einen Stuhl.

„Wissen Sie, wer eben bei mir war? Die Billerbeck! Diese gute, quabbelige Billerbeck! Lieber Himmel, sie hat, glaube ich, dreißigtausend Thaler Vermögen. Und damit will sie mir imponiren! Und wissen Sie, was sie von

mir wollte? Die Damen vom Regiment wollen eine Konferenz abhalten, es ist da irgend ein subalterner Mensch verunglückt, und der Familie soll etwas zugewendet werden. Wahrscheinlich wird Jede fünf Mark stiften. Na, heute Nachmittag müssen wir hingehen. — An wen schreiben Sie denn da so hitzig, kleine Unschuld vom Lande?"

„An — an meinen Onkel Ignatius," sagte Alwine leise und vor ihrer ersten vollbewußten Lüge erröthend. Ihrem Oheim hatte sie damals auch nur die halbe Wahrheit sagen dürfen, um Rüdiger's willen. Jetzt mußte sie ihm zu Liebe durchaus eine Unwahrheit sagen. Das that ihr weh.

„Sagen Sie 'mal," forschte Laura, „weshalb hat dieser Onkel Sie nicht lieber bei sich behalten? Weshalb schickte er Sie eigentlich fort?"

„Er hat mich nicht fortgeschickt," versetzte Alwine rasch, trotz aller Verlegenheit. „Im Gegentheil, ich war es, die fortgehen wollte. Er war ungehalten darüber und hat bis heute, trotz meiner beiden Briefe, noch kein Wort an mich geschrieben." Dabei füllten sich ihre dunklen Augen mit Thränen. Ein Gefühl völliger Vereinsamung überkam sie in diesem Augenblick überwältigend.

„Wirklich? Na, da lassen Sie den verdrehten Alten laufen!" Frau Laura war aufgesprungen und streichelte Alwinens Wange. „Ha, meine Mutter! Wenn die mich wieder bekommen könnte — eine viertel Million gäbe sie darum! Wissen Sie, Kleine, was eine viertel Million bedeutet?"

„Nein!" sagte Alwine zerstreut.

„Nun, etwas mehr ist es schon, als was die ganze Blase hier zusammen hat. — Haben Sie meinen Mann heute schon gesehen?"

„Nein!"

Laura trällerte ein Liedchen und rauschte davon. Im Grunde liebte sie das junge Mädchen nicht und wäre Al-

wine gern wieder los gewesen. Das ging doch aber nicht so ohne Weiteres. Sehr unangenehm empfand sie es besonders, daß ihr Gatte Alwine mit einer Achtung begegnete, die, da sie nach Laura's Auffassung nicht aufrichtig sein konnte, nur als Bosheit gegen sie selbst aufzufassen war. Dies veranlaßte sie bei jeder Gelegenheit, wo diese Achtung zu Tage trat, ein spöttelndes Wort in Bereitschaft zu halten, was übrigens an Alwine verloren ging, da diese in ihrer Unschuld auch nicht das Geringste davon merkte. Hammer dagegen, dessen Zartgefühl durch diese Auslassungen seiner Gattin schwer verletzt wurde, saß bei solchen Anlässen wie auf Kohlen und erwartete mit Angst den Augenblick, wo der erste zündende Funke in die Seele seiner ahnungslosen Hausgenossin fallen würde.

Während seine Gattin sich für die Langweile und Einförmigkeit ihres Lebens durch fortlaufende Extravaganzen entschädigte und ein Vergnügen darin fand, immer und überall das Tagesgespräch zu bilden, von den Einen gemieden, von den Anderen beneidet, wurde Hammer dieses Doppelkampfes nach außen und in der Häuslichkeit mehr und mehr müde. Der Widerstand und Trotz seiner Frau that zwar seinem Herzen nicht mehr weh, denn die unechte und vergängliche Farbe einer spekulativen Neigung war längst verblichen. Sein Stolz aber litt schwer.

Er fühlte, daß das Wohlwollen seiner Vorgesetzten sich nur auf das Maß gewissenhaften Pflichtgefühls beschränkte. Die Kameradschaft, für welche er zeitlebens eine ideale Anschauung gehegt und die er mit seiner reichen Heirath überall fördern wollte, hatte sich völlig von ihm abgewandt. Und wo sie noch zu Tage trat, wurzelte sie in einem ihn tief beschämenden Mitgefühl.

O, wie er dieses Mitleid haßte! Tausendmal lieber die schroffe Isolirung! Sie war immerhin noch weniger demüthigend.

Seiner Häuslichkeit zu entfliehen, andererseits sich selbst zu genügen, stürzte er sich mit voller Energie in den Dienst. Er war der Erste am Platz und der Letzte. Dadurch verscherzte er sich die Sympathie seiner Leute völlig, die über den Pantoffelhelden, der aus Angst vor seiner Frau aus dem Hause lief, und seinen Zorn an den Leuten ausließ, schnöde Witze zur Genüge machten.

Hammer fühlte es selbst, daß er übertriebene Leistungen von seinen Untergebenen forderte, zuweilen hart und immer gereizt war. Aber er konnte nicht anders. Im Dienst sollte man ihm wenigstens keine Schwäche nachsagen.

Seiner Frau noch ein bittendes Wort zu sagen, um eine verletzende Antwort einzutauschen, kam ihm längst nicht mehr in den Sinn. Nach einigen erfolglos verlaufenen heftigen Auftritten ließ er sie machen, was ihr beliebte, und hielt sich, wenn er der Besänftigung bedürftig war, an die immer gleich bleibende Sanftmuth Alwinens.

Ohne die versöhnende Gegenwart des jungen Mädchens glaubte er seine elende, mit ihrem Glanz ihn höhnende Häuslichkeit überhaupt nicht ertragen zu können. Schon die Vorstellung, mit seiner Gattin allein die Mahlzeiten einnehmen zu müssen, ihre scharfe, ihn peinigende Stimme ausschließlich zu hören, ihr spöttisches Lächeln zu sehen, ohne den gereizten Blick auf Alwinens liebliches Antlitz wenden zu können, machte ihn vor Ungeduld erbeben.

Daher die dankbare Ritterlichkeit, die nach Bethätigung haschende Hochachtung des sich unglücklich fühlenden Mannes gegen den guten Genius seiner Häuslichkeit. Daher auch die nagende Verdrossenheit, die uneingestandene Eifersucht der jungen Frau.

Immer mehr und mehr sammelte sich in ihrem Herzen eine zornige Bitterkeit, und oft glaubte sie den Mann zu hassen, haßte ihn auch wirklich, der ihr nach ihrer Meinung so schweres Unrecht that.

Zur bestimmten Stunde begab sie sich zu dem „Regimentskaffee" der Frau Oberst Bartenstein. Längere Debatten hatten entschieden, daß man des äußeren Anstandes halber die Gattin des Hauptmanns Hammer von der gemeinsamen Zusammenkunft nicht ausschließen könne; und die gutmüthige, dabei resolute Frau v. Billerbeck war ausersehen worden, die Aufforderung zu überbringen.

Im angenehm erwärmten Wohnzimmer der Frau Oberst brannten bereits die auf mehrere Tische vertheilten Lampen. Allmälig füllte sich das Zimmer mit den eingeladenen Damen, und da ein solcher Regimentskaffee immer von gesellschaftlicher Bedeutung ist, brachte jede Dame ein gewisses Bewußtsein der Stellung ihres Gatten mit sich.

Die Frau Oberst hatte für Alle, welche den Salon betraten, dasselbe freundliche Lächeln, dieselben verbindlichen Worte.

„Heute habe ich doch nicht einen Korb bekommen," scherzte sie, eine junge Frau liebenswürdig begrüßend, „keinen einzigen. Ich bin ganz stolz darauf."

„Wird der Herr Oberst uns nicht ein wenig mit seinem Rath unterstützen?" fragte Fräulein v. Schlieffen, als Schwester des ältesten Stabsoffiziers dessen Ansehen vertretend.

„Mein Mann? Vielleicht! Die Besichtigung ist ja heute so gut abgelaufen."

„Ja, Gott sei Dank!" seufzten mehrere Damen.

„Ich hatte diesmal solche Angst," sagte eine ältere Hauptmannsgattin, „weil mein armer Mann so viel Aerger mit dem Feldwebel gehabt hatte."

„Ach, und mein Gatte mit dem Kammerunteroffizier!" rief eine hübsche, junge Frau lebhaft. „Er sagte mir heute Früh noch: halte mir den Daumen; wenn's diesmal gut geht, ist's ein Wunder!"

„Trösten Sie sich Alle, meine Damen," beruhigte die

Frau Oberſt. „Mein Mann iſt ſehr zufrieden geweſen. Er war ordentlich ausgelaſſen mit unſerer Kleinen bei Tiſch.“

„Wirklich? Ach wie gut iſt das!“

„Da wird uns der Kaffee noch einmal ſo gut ſchmecken!“ rief Frau v. Billerbeck, Fräulein v. Schlieffen ſanft umarmend. „Nicht wahr?“

Alle lachten. Die Frau Oberſt ſah nach der Uhr.

„Wir wollen ruhig anfangen, ihn zu trinken. Wird uns gar nicht einfallen, ihn Frau Hammer's halber kalt werden zu laſſen.“

Sie klingelte. Der Diener brachte die gefüllten Taſſen herbei. Die Damen nahmen an den verſchiedenen kleinen Tiſchen Platz, ziemlich genau nach der Charge und dem Dienſtalter ihrer Gatten geordnet, auf dem breiten Eckſopha mit ſeinen beiden Seſſeln die Stabsoffiziersfrauen.

Kein Menſch dachte mehr an die Tochter der reichen Holzhändlerswittwe bei dem behaglichen Plaudern, unter der Wirkung des narkotiſchen Trankes und einer ſelbſtgebackenen, daher faſt leidenſchaftlich gerühmten Sandtorte der Hausfrau, als plötzlich mit einem gewiſſen Ruck die Thür noch einmal aufging, und Frau Hammer mit Begleitung erſchien.

Die Frau Oberſt erhob ſich, nicht allzu ſchnell, und ging dem letzten Gaſt begrüßend entgegen.

„Sie werden etwas nacherexerzieren müſſen, Frau Hammer. — Guten Tag, liebes Fräulein! Freue mich, Sie bei mir zu ſehen. Setzen Sie ſich, bitte, dort zu der jüngſten Jugend. Und Sie, Frau Hammer —“

„Nein, nein, ich gehe nicht an den Stabsoffizierstiſch!“ rief Laura mit der ſchmalen Hand drollig abwinkend. „Gewiß nicht! Nur keine Sorge!“

Dabei klemmte ſie ſich ſelbſt und ihr Sammetkleid in den ihr zugeſchobenen kleinen Seſſel. Da ſie es in der That aufgegeben hatte, als Millionärin gefeiert zu werden, mußte ſie mit dem Vergnügen vorlieb nehmen, die Leute

zu ärgern. Lachenden Auges verfolgte sie das Gespräch, welches sich eifrig mit der hilfebedürftigen Familie zu beschäftigen begann, deren Nothstand diesen Regimentskaffee zu Stande gebracht hatte.

„Eine schlichte Sammlung," meinte Fräulein v. Schlieffen, „dürfte wohl das Beste sein!"

„Und abwechselnd geben wir das Mittagessen," setzte Frau v. Villerbeck hinzu.

„Alte Kleidungsstücke könnten auch gegeben werden."

„Ja, meine Damen," rief plötzlich Laura mit ihrer durchdringenden Stimme, „wenn Sie aber nicht Jede wenigstens hundert Mark opfern wollen, dann können wir die Wassersuppen und alten Hemden auch für uns behalten."

„Meinen Sie?" fragte Fräulein v. Schlieffen, ihre Häkelei vor Entsetzen auf den Schoß gleiten lassend.

„Haben Sie schon zuweilen einer armen Familie aufgeholfen, Frau Hammer?" fragte die Frau Oberst mit gerunzelten Brauen.

„Nein, ich nicht!" rief die junge Frau keck. „Aber meine Mama desto mehr. Bei der letzten Gelegenheit gab sie allein fünfhundert Mark bar."

„Da kamen die Namen der Geber doch wohl in die Zeitung?" konnte Fräulein v. Schlieffen sich nicht enthalten spöttisch zu fragen.

„In die Zeitung?" lächelte Laura spitz. „Nun, ist denn das so schrecklich? Verlobungs- und Heirathsanzeigen kommen doch auch in die Zeitung. Und Jeder oder Jede liest sich recht gern darin, soviel ich weiß."

Dieser Hieb auf das Altjungfernthum der Fragenden ging sämmtlichen Damen wie ein Stich durch's Herz, denn Fräulein v. Schlieffen war trotz mancher Eigenheiten sehr beliebt.

„Nun, ich denke," sagte die Frau Oberst rasch, „daß

wir unsere Samariterangelegenheiten ohne fremde Beispiele erledigen können. Wir sind ja nicht zusammengekommen, um mit unserem Gelde zu prahlen, sondern um das Wenige, was wir spenden können, vortheilhaft anzuwenden."

Die junge Frau biß sich auf die Lippen, als sie das befriedigte Kopfnicken rings umher bemerkte, und schwieg.

Auch die Unterhaltung stockte, da Jedermann bemerkte, daß Fräulein v. Schlieffen, an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen, hart mit ihren Thränen kämpfte.

Das lebhafte Naturell der Frau Oberst hielt diesem Anblick nicht mehr Stand. Sie erhob sich, indem sie eine der jungen Damen an's Klavier beorderte, und setzte sich an den Tisch neben Laura.

„Liebe Frau Hammer," sagte sie leise, aber energisch, „ich wollte Sie bitten, mit Ihren Aeußerungen etwas vorsichtiger zu sein; überhaupt weniger die Tochter Ihrer Frau Mutter als die Gattin Ihres Mannes herauszukehren. Es wird das für uns Alle und auch für Sie angenehmer und vortheilhafter sein."

Die junge Frau, gluthroth vor Zorn, war einen Augenblick von dieser Zurechtweisung verblüfft.

„Wir haben," fuhr die Frau Oberst fort, „bis jetzt Vieles angehört, was besser ungesagt geblieben wäre. Aber so weit kann ich es nicht gehen lassen, daß in meinem Hause meine Gäste auf das Empfindlichste von Ihnen beleidigt werden."

„Frau Oberst," warf die junge Frau heftig ein, „ich selbst bin die Beleidigte und verbitte es mir, wie ein Schulmädel behandelt zu werden! Ich brauche wirklich keine Erziehung mehr."

„Fräulein v. Schlieffen hat ihren Bräutigam am Tage vor der Hochzeit am Herzschlag verloren," erwiederte die Frau Oberst nachdrücklich. „Urtheilen Sie selbst über den Eindruck Ihrer Worte."

„Ich bedaure recht sehr, daß ich Fräulein v. Schlieffen keinen zweiten Bräutigam verschaffen kann," rief Laura rasch aufspringend. „Fräulein Alwine, kommen Sie — wir gehen!"

„Wie Sie wollen. Ich habe nur meine Pflicht gegen die anderen Damen erfüllt."

Laura nickte von oben herab der Gesellschaft zu und rauschte aus der Thür.

Sie war jetzt todtenbleich vor innerer Wuth, die sie auf der Straße wenigstens in sich verschließen mußte, während sie im Sturmschritt nach Hause eilte.

Ohne den Mantel abzulegen, stürzte sie in das Zimmer ihres Gatten, welcher am Schreibtisch saß und las.

Als er überrascht aufsah, machte sich ihre Erregung zunächst in einem grellen Lachen Luft. Hammer, an ihrem Verstande zweifelnd, sprang auf. Aber da hatte sie sich schon wieder so weit gefaßt, daß sie ihrem Zorne Luft machen konnte.

„Weißt Du, was man eben mit Deiner Frau gemacht hat? An die Luft hat man mich gesetzt. Ja, in der That, Deine reizende, charmante, fürsorgliche Frau Oberst hat mich genöthigt, ihr Zimmer zu verlassen. Solche Achtung haben sie vor Dir, dem Hauptmann, der seine Frau ruhig beschimpfen läßt, statt ihnen die Zähne zu zeigen, diesen — Hampelmännern, diesen Hungerleidern und ihren hochnasigen Frauen. Aber Du, der reiche Mann, der zukünftige Millionär, gibst mit Entzücken klein bei und kriechst auf allen Vieren zu Kreuz!"

Sie stampfte im Zorn mit den Füßen auf den Boden.

„Was hast Du gemacht?" fragte er erschreckt.

„Nichts, was ich nicht mit Wonne noch zehnmal thun möchte dieser alten Heultante gegenüber!"

„Laß das Schimpfen!" sagte er finster. „Es ekelt mich an. Ich will wissen, was vorgefallen ist."

Sie sah in sein Gesicht, in das sie sich einst verliebt hatte, und Bitterkeit schnürte ihr das Herz zu. Sie ballte die Hände.

„Ich will mich nicht so behandeln lassen, weder von Denen da, noch von Dir. Ich rufe jetzt Mama."

Er zuckte die Achseln und ging nach der Thür.

Sie stürzte ihm nach, und ein Erkenntnißstrahl ihrer verlorenen Rechte an diesen Mann fuhr durch ihr kindisches Gemüth.

„Wo willst Du wieder hin, wenn ich mit Dir spreche?" rief sie, seinen Arm umklammernd. „Willst Du Dich wieder auf die Flucht machen wie immer? Das sollst Du nicht! Du sollst mich anhören, mich rächen an diesen Menschen hier! Du sollst mich nicht immer behandeln, als ob ich unzurechnungsfähig wäre. Es gefällt Dir doch sehr wohl, von meinem Gelde als Kavalier zu leben, ich kann dafür wenigstens verlangen, daß Du mich achtest und schützest."

Sie schwieg erschreckt. Er hatte wild ihre Hand von seinem Arm abgeschüttelt und war aus der Thür gegangen.

Diese letzten Worte hatten ihm das Blut aus den Wangen gejagt. Auf dem Gange stand er still und lauschte, ohne zu wissen, daß er es that, ob Jemand aus der Dienstbotenstube die Worte mit angehört habe. Als er Johann mit den Mädchen scherzen und lachen hörte, fiel ihm eine Last vom Herzen.

Er griff nach der Stirn und wischte darüber hin, als wischte er ein häßliches Mal davon ab. Dabei hing sich das Bewußtsein centnerschwer an ihn an, daß diese Frau weniger verantwortlich zu machen sei, als er selbst, der nur nach ihrer Mitgift gesehen hatte.

Das häßliche gellende Lachen, die schneidende Stimme tönten ihm im Ohre wider, und vor seinen Blicken wollte das Bild der entfesselten Wuth in dem bleichen Antlitz nicht schwinden.

Und dieſer Frau, die ihm jetzt ſo widerwärtig erſchien, hatte er ſeinen Namen gegeben — ein jämmerlicher Mitgiftsjäger!

Es war ihm, als müſſe er ſich eine Kugel durch den Kopf jagen, um dem Gefühl der Demüthigung und Schande zu entgehen.

Langſam ſchritt er weiter nach Alwinens Thür und klopfte an.

Sie rief „Herein!“ und er trat ein.

Die Macht ihrer ſanften Weiblichkeit wirkte gewohnterweiſe beſänftigend auf ihn. Er konnte ruhig ſprechen.

„Verzeihen Sie,“ ſagte er, als ſie ihm erröthend entgegenkam, „wenn ich eine Aufklärung von Ihnen erbitte, die ich von meiner Frau nicht erhalten konnte.“

Sie erzählte, obgleich in arger Verlegenheit, aufrichtig, was vorgefallen war. Als ſie bemerkte, wie er im Lauf der Erzählung unmuthig an der Lippe nagte, legte ſie, einem plötzlichen Antrieb des Mitleids folgend, ihre Hand beruhigend auf ſeinen Arm.

„Es iſt ſchon vorüber,“ murmelte er, und drückte dankbar ihre Rechte. „Sie ſollen ſich nicht um mich ängſtigen. Es iſt wahrlich genug, wenn Sie —“ er ſprach die bitteren Worte nicht zu Ende, ließ ihre Hand fahren und ſchritt langſam auf und nieder, bevor er abermals vor ihr ſtehen blieb.

„Fräulein Alwine, ich habe Ihnen ein großes Unrecht zugefügt, als ich Sie in dieſe traurige Häuslichkeit lockte. Es war ein herzloſer Egoismus. Und ich war nicht ehrlich. Aber in Einem bin ich ſelbſt gleichwohl bitter enttäuſcht: Ihr Beiſpiel fruchtet nichts, wie ich im Stillen gehofft hatte. Sie wiſſen, was ich meine!“

Alwine nickte. Sein Unglück that ihr leid. Doch verſtand ſie noch immer zu wenig von den obwaltenden Verhältniſſen, um daſſelbe begreifen zu können. Daß Mann

und Frau je aufhören könnten, sich zu lieben, lag ebenso außer ihrer Fassungskraft, als daß Mann und Weib je aus anderen Gründen sich vereinigen könnten, als aus innerstem Herzensdrange.

„Es wird noch Alles gut werden," flüsterte sie schamhaft.

„Wenn Sie," fuhr Hammer fort, „auch schwer unter dem Unstern dieses Hauses mitzuleiden haben, einen Gewinn dürfen Sie doch als den Ihrigen betrachten: meine dankbare Freundschaft. Heute lächeln Sie vielleicht über dieses Geschenk —"

„Nein, gewiß nicht!" sagte sie rasch. „Ich bin stets so arm an Freunden gewesen."

„Wirklich? — Wunderbar! Um so eher könnte ein Tag kommen, wo Sie eines Freundes bedürfen, eines gewissenhaften Rathes, einer helfenden, stützenden Hand. Wollen Sie mir dann Ihr Vertrauen schenken, wie ich Ihnen das meine schenke?"

Sie nickte erröthend. „Das nehme ich gern an, obwohl ich hoffe, daß —" Sie dachte an das Glück, Rüdiger's Liebe zu besitzen, und stockte.

„So wollen wir Beide das Beste von der Zukunft hoffen. Ich bin jetzt mit mir im Reinen."

Am nächsten Vormittag bei der Paroleausgabe bat Hauptmann Hammer den Obersten um eine kurze Unterredung.

Der Oberst, ohne diese Anfrage zu beantworten, erwiederte kurz: „Sie kommen mir zuvor. Nach den letzthin gemachten Erfahrungen, welche beweisen, daß Ihre Frau Gemahlin sich nicht wohl bei uns fühlen kann, habe ich Ihre Versetzung in ein anderes Regiment beantragt. Es bedurfte des gestrigen Auftritts nicht mehr. Ich habe soeben die dienstliche Nachricht erhalten, daß Sie nach Ober-

ſchleſien verſetzt worden ſind, und wünſche Ihnen dort mehr Glück und Erfolg als hier, Herr Hauptmann."

Der Platz ſchwankte einen Augenblick vor Hammer's Augen. Er hatte ja ſelbſt ſoeben ſeine Verſetzung beantragen wollen, aber als ihm die fertige Thatſache ſo demüthigend entgegentrat, bäumte ſich ſein Stolz ſchmerzlich dagegen auf. In dieſem Moment haßte er ſeine Frau.

Er kam nach Hauſe, ohne recht zu wiſſen, was einzelne Kameraden zu ihm geſagt, noch was er darauf geantwortet.

Die Hoffnung, es könne an einem fremden Ort und unter fremden Verhältniſſen beſſer werden, durchzuckte ihn noch einmal. Nur mußte er ſich zugleich ſagen, daß die Nachrichten, welche über ſeine Gattin und ihn ſchon vor ihrer Ankunft in die neue Garniſon gelangt ſein würden, kein günſtiges Urtheil hervorrufen dürften.

Aus dem Gewirr ſeiner empörten Gefühle riß ihn Johann's Stimme.

„Herr Hauptmann möchten zu Tiſch kommen! Gnädige wartet ſchon!"

Es gelang ihm, dieſem Rufe mit äußerer Faſſung Folge zu leiſten.

Laura, im höchſten Grade ſchlechter Laune, welche ſie zum erſten Male auch an Alwine ausließ, ſprang bei der Nachricht von der Verſetzung ihres Mannes wie elektriſirt in die Höhe.

„Gott ſei Dank!" rief ſie, die gerötheten Augen zum Himmel aufſchlagend. „Nur fort aus dieſem ſcheußlichen Neſt! Gleich, auf der Stelle. Ich laſſe ſofort Mamas Packer aus Berlin kommen, denn meine koſtbaren Möbel darf keiner der hieſigen ungeſchickten Tölpel anrühren."

„Iſt es ſehr weit von hier, das neue Regiment?" fragte Alwine ſchüchtern, und es fiel ihr ſchwer auf's Herz, was aus ihr werden ſolle, wenn man ſie jetzt nicht mitnähme.

„Recht weit!" erwiederte Hammer freundlich.

„Aber doch hoffentlich in einer Großſtadt?“ rief Laura dazwiſchen.

„Wir gehen dahin, wohin wir geſchickt werden,“ erwiederte Hammer kalt.

„So! Und wohin ſchickt man uns denn, wenn es erlaubt iſt zu fragen?“

„Nach Oberſchleſien. Das Regiment ſteht in mehreren Garniſonen.“

„Nach Oberſchleſien?“ rief Laura, die Hände zuſammenſchlagend. „Na, ich danke! Eine ſchöne Gegend, wo ſich Fuchs und Wolf gute Nacht ſagen!“

Alwine hatte einen Moment das Gefühl, als ſtände ihr Herz ſtill, aber ebenſo ſchnell wich dieſe ſtarre Ueberraſchung einer fieberhaften Erregung. Ja, eine Seligkeit und ein Jubel ohne Ende durchglühte ihre Bruſt.

In dieſer Gegend weilte ja Alexander. Vielleicht kam Hauptmann Hammer ſogar in dieſelbe Stadt. Sie preßte die Hände unter dem Tiſchtuch zuſammen, um einen Aufſchrei des Glücks zu erſticken.

Was wußte ſie von den unendlichen Schwierigkeiten, die ihre Gegenwart im beſten Falle ihr und Rüdiger bereiten mußte! Sie dachte nur an die Wonne, ihm nahe zu ſein, vielleicht ſeine Stimme zu hören, in ſein geliebtes Antlitz ſchauen zu dürfen.

Ganz außer ſich eilte ſie nach dem Mahle in ihr Zimmer, um ſich dort zu ſammeln. Sie hätte ſich in dem Jubel ihres Herzens ſonſt ſicherlich verrathen.

8.

Am letzten Januartage brauste der Schnellzug, welcher um die ſechste Nachmittagsſtunde in Oppeln eintreffen ſollte, durch das reizloſe, flache Gelände dahin. In einem Wagenabtheil erſter Klaſſe ſaß Alexander v. Rüdiger, mit ſeinen Gedanken ungeduldig dem Zuge vorauseilend.

Er hatte nahezu vier Wochen als Vertreter des Landraths in einem Städtchen an der russischen Grenze zugebracht. Mit widerstrebenden Gefühlen hatte er diesem Befehl Folge geleistet. Gerade im ersten Beginn seines Werbens Ariana verlassen zu müssen, dünkte dem leidenschaftlich verliebten jungen Manne fast unmöglich. Er zitterte bei dem Gedanken, daß ein anderer Bewerber seine Abwesenheit ausnutzen könne. Indessen sein noch nicht gelöstes Verhältniß zu Alwine Hansen ließ ihm wiederum eine Zeit des Alleinseins erwünscht erscheinen.

In dieser Zeit überzeugte er sich, daß es feige von ihm gewesen war, nach dem Zwiegespräch mit seinem Oheim nicht sofort endgiltig mit Alwine gebrochen zu haben. Er verwünschte seine falsche Schonung und sein falsches Mitleid, und eine bebende Ungeduld erfaßte ihn, daß sie den gänzlich veränderten Ton, die auffällige Kürze seines letzten lange verzögerten Briefes, kurz diese greifbaren Zeichen einer erloschenen Neigung nicht verstand in ihrem felsenfesten Glauben an seine Liebe. Er zürnte ihr, daß sie ihm den Treubruch nicht erleichterte, und beklagte sie doch zugleich um der grausamen Enttäuschung willen aufrichtig.

Der Zug brauste fort. Die letzte Station huschte vorüber. Ein gellender Pfiff der Lokomotive zeigte die Nähe der kommenden an.

Rüdiger zog einen Brief aus seinem Reisepelz und überlas ihn noch einmal. Es war ein launiger Befehl seines Oheims, sofort nach Ankunft des Zuges den bereit stehenden Schlitten zu besteigen und nach Bonsdorf heraus zu fahren, woselbst ein feierlicher Empfang seiner harre.

Ein ihn wundersam durchschauerndes Wonnegefühl ergriff den jungen Mann bei der Vorstellung, in kurzer Frist Ariana von Neuem gegenüberzustehen. Da, endlich die Brücke über den gefrorenen Fluß, der finstere Schuppen, aus dessen Rauchfängen die Dampfsäulen der geheizten

Lokomotiven kerzengerade in die windſtille Luft ſtiegen! Der Zug hielt auf dem ſchlecht erleuchteten Bahnhofe.

Rüdiger wartete nicht ab, bis der Schaffner die Thür öffnete. Sein Herz klopfte fieberhaft dem Augenblick des Wiederſehens entgegen. Er drückte ſelbſt den Griff zurück und ſtieg haſtig zur Erde. Da er einige Gepäckſtücke mit ſich führte, welche er nicht mit nach Bonsdorf nehmen wollte, ſo verzögerte ſich ſein Aufenthalt auf dem gerade heute lebhaft beſuchten Bahnſteig doch ſo lange, daß er beim Verlaſſen deſſelben in das allgemeine Gedränge hineingerieth.

Dagegen ließ ſich nichts machen. Er ſchob alſo vorwärts, ſo wie er vorwärts geſchoben ward, und gelangte endlich in's Freie, wo der elegante Schlitten ſeines Oheims ſeiner harrte. Er warf ſich raſch in die weichen Polſter, und unter dem hellen Geläut der ihren Rücken ſchmückenden Schellen zogen die beiden Rappen an.

In demſelben Augenblick, durch eine Bewegung der ſtraffgezogenen Leine veranlaßt, wandte ſich Rüdiger ſeitwärts, ſo daß ſein Blick noch einmal über die Eingangsthür des Bahnhofsgebäudes hinwegglitt.

Mit einem Schreckgefühl, welches ihm für einen Augenblick das Blut gewaltſam nach den Schläfen trieb, blieb ſein Auge dort auf einer Geſtalt haften, die oben am Ausgang mitten im Strahl der Gasflammen wie hingezaubert ſtand und forſchend hinabſchaute in das lärmende Gewühl. Alwine! War es möglich?

Doch ehe er noch Gewißheit erlangen konnte, bog der Schlitten um die Ecke, und das Bild entſchwand. Rüdiger fühlte an dem Schreck, der ihn durchzuckt hatte, daß ſein Gewiſſen trotz aller Selbſtberuhigungsmittel doch nicht fleckenlos war. Er lächelte freilich ebenſo ſchnell über ſeine eigene Thorheit, welche ihm ſolche Sinnestäuſchungen vormalte.

Unwillig warf er die läſtigen Gedanken bei Seite, welche ſeine wonnereiche Erwartung ſchmälerten. Sie

kamen ihm wie ein Verrath vor an Ariana und seiner Liebe zu ihr.

Der Mond goß sein falbes Silberlicht über die starrende Winterlandschaft, durch welche der hellläutende Schlitten schnell dahinglitt. Dort, wo der Landweg nach Bonsdorf von der Chaussee ablenkte und in die alte Kastanienallee einmündete, sah man das erleuchtete Schloß sich vom Nachthimmel abheben.

Rüdiger's Herz empfand nichts als Sehnsucht, Glück und Zuversicht, als er, von den Doggen seines Oheims stürmisch begrüßt, die Halle betrat.

„Das gnädige Fräulein war soeben erst unten, um zu fragen, ob der Herr Assessor noch nicht angelangt seien," sagte der alte Diener, welcher schon seit einem Menschenalter in Bonsdorf bedienstet war. „Der gnädige Herr wurde bereits ungeduldig, da kam Fräulein Ariana selber —"

„Wirklich?" Rüdiger's Herz pochte schneller, er eilte ohne Verzug weiter.

Droben war eine zahlreiche, heitere, glänzende Gesellschaft versammelt, welche im Moment der Erscheinung Rüdiger's ihre Unterhaltung unterbrach und den jungen Mann scherzend bewillkommnete.

„Pünktlich zur Stelle, Onkel!" sagte Rüdiger launig, seine Uhr hervorziehend und dem Bonsdorfer Hausherrn hinhaltend. „Wir sind gefahren wie die wilde Jagd."

Herr v. Ferchow hielt seinen Neffen freudig umarmt. Diese vier Wochen Aufschub seines Lieblingswunsches hatten seine angeborene Ungeduld nahezu erschöpft. „Wir müssen dem Junker doch festere Bande anlegen, meine Herrschaften! Na, Frau, wo hast Du denn Ari gelassen?"

„Sie war soeben hier," versetzte Frau v. Ferchow, dem Neffen die Hände entgegenstreckend.

„Ich sah sie auch dort stehen, an der Thür," rief der junge Mann. „Im blauen Kleide, nicht?"

„Na, dann suche sie Dir nur wieder!“ lachte sein Oheim. „Aber erst höre, um was es sich handelt!“

„Ach, denken Sie nur, Herr v. Rüdiger,“ riefen ein paar junge Mädchen, „Onkel Ferchow hat die reizende Idee, auf dem Balle, welchen er uns versprochen hat, Quadrille tanzen zu lassen.“

„Oder Theater spielen!“

„Oder beides! Wie ihr wollt, Kinderchen!“

Rüdiger nickte. Ihm ward so froh, so heiter zu Sinn. Alles, was ihn hier empfing, was ihn umgab, erschien ihm so selbstverständlich zu seinem Leben, so ganz und völlig unentbehrlich, daß er wie ein Fisch in seinem Element erst hier die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit empfand.

In ihrem Zimmer, demselben, wo Rüdiger und sie gemeinsam am Heiligen Abend vor dem Kaminfeuer gesessen hatten, stand Ariana am Fenster, in welches der bleiche Mondglanz träumerisch sein Dämmerlicht ergoß, und schaute gedankenvoll in die schweigende Nacht hinaus.

Sie hatte so viel gedacht in diesen letzten Wochen, daß ihr Herz darüber schwer geworden war. Zu keusch, einem fremden Auge, und sei es selbst das Vaterauge, Einblick in dieses Heiligthum zu gönnen, und auch zu stolz, sich selbst ihre tiefe Neigung zu Alexander v. Rüdiger zu bekennen, verschloß Ariana ihr heißes Lieben in sich allein, hing sie den Schleier der Empfindungslosigkeit darüber. Aber was seit Rüdiger's wiederholten Besuchen in Bonsdorf aus seinen Augen und seinen hastigen, abgerissenen Worten zu ihr sprach, erfüllte ihre Brust mit unermeßlicher Wonne. Von seinem Anblick, den sie liebesungeduldig herbeigesehnt, bang durchschauert, war sie jetzt mit ihrem heiß pochenden Herzen in die Stille ihres Gemaches geeilt, sich dort wiederzufinden, bevor Rüdiger's forschendes Auge auf ihre Verwirrung fiel.

„Guten Abend, Ari!“

Sie zuckte zusammen. Der unvermuthete Klang seiner Stimme drang ihr wie ein Stich in's Herz. Ihn, den ihre Seele leidenschaftlich bewegt ersehnt, in diesem Augenblick vor sich zu sehen, während sie Beide von Schweigen, Dämmerung und Einsamkeit umgeben waren, erfüllte sie mit einem Angstgefühl, das ihr die Sprache raubte.

Sie senkte die langen Wimpern, ohne sich aus ihrer Stellung zu rühren.

„Guten Abend!" wiederholte er leise. „Dein Vater gab mir die Erlaubniß, Dich aufzusuchen. Bist Du mir böse deshalb?"

Sie schüttelte den Kopf. Langsam, wie im Traum, strich sie sich das lockige Haar aus der Stirn.

„Nun, also," sagte er, das fieberhafte Pochen seines Herzens gewaltsam unterdrückend. „Ich war so lange fern von euch. Aber meine Gedanken blieben hier bei Dir, Ariana!"

Er nahm ihre Rechte, die sie ihm nicht zu entziehen strebte. „Ja!" sagte sie leise. „Ich weiß es, Du hast an mich gedacht."

„Wenn Du das weißt," flüsterte er, „dann weißt Du auch warum, Ari!"

Sie schlug die leuchtenden Augen zu ihm auf. „Ich weiß es, Alex!"

Die Verwirrung, in welche diese schlichten Worte ihn versetzten, war so berauschend, daß er ihre Hand an seine Brust preßte. „Weil ich Dich liebe, Ari, mehr — mehr als ich sagen kann! Nimm mir endlich das Geständniß ab, ich ersticke daran, so erfüllt ist meine Seele davon, von Dir, von dem unaussprechlichen Wunsche, Deine Gegenliebe zu gewinnen. Was ich Dir auch bekennen mag, es ist ein schwacher Ausdruck dessen, was ich seit jenem ersten Wiedersehen im Herzen trage. Ich liebe Dich, Ari! So unbeschreiblich, so —"

Er war vor ihr niedergekniet und drückte sein Gesicht in die duftige, blaue Seide ihres Gewandes.

Da rieselte es ihr wundersam wie eine heilige Offenbarung durch die rasch athmende Brust. Die Schatten des Zweifels schwanden. Der Stolz sank dahin. Sie war nur Weib, und ein liebendes, das es beängstigte, den Geliebten sich zu Füßen zu sehen.

„Ich bitte Dich, steh' doch auf! Steh' auf, Alex! Ich bitte Dich, mein Geliebter!"

Sie stand tief über ihn gebeugt, den Blick mit unendlicher Liebe auf sein Haupt geheftet. Dann schlang sie plötzlich in aufflammender Wallung beide Hände um dasselbe, als wolle sie ihn mit dieser Bewegung für alle Zeit für sich in Besitz nehmen, ihn behüten und schützen vor Angst und Gefahr mit ihrem eigenen Ich.

„Alex — Alexander!" flüsterte sie. „Wie lange willst Du mich bitten lassen, Geliebter?"

Er sprang auf und sah in ihr schönes Antlitz, über welches die innere Gluth ihren Purpurschleier gelegt. Ein Vorgefühl heißer Wonne erfaßte ihn, die reine Seligkeit erster Liebe.

Ihre Hände in die seinen schließend, zog er sie an sich und küßte sie.

„Endlich darf ich," flüsterte er, „was mein Herz so heiß begehrte."

„Ich liebe Dich ja," sagte sie, das blonde Haupt gegen seine Schulter lehnend. „Mein ganzes Leben hindurch habe ich Dich und nur Dich geliebt und würde vor Schmerz gestorben sein, einem anderen Manne als Dir angehören zu müssen."

Keines von Beiden dachte in dieser Stunde daran, daß Ariana's zitternde Hand ein glänzendes Erbe zu verschenken hatte. Sie dachten nur an sich und ihr sehnliches Verlangen.

Sie lag jetzt fest an seiner Brust, von seinem Arm

umſchlungen, die Augen geſchloſſen, leiſe, wie im Traum fortſprechend, um ihre Seele klar und feſſellos vor den Blicken des Geliebten hinzubreiten.

„Als Kind habe ich Dich ſchon geliebt, Alex. Du warſt mein Glück und mein Stolz. Und Du glaubteſt wirklich, ich fühlte nichts für Dich als Freundſchaft?“

Er drückte ſie leidenſchaftlich an ſich.

„Du biſt mein Glück, Du allein. In meiner Bruſt lebt nichts und in meinem Herzen ſchlägt nichts als Liebe, Liebe“ — er preßte ſeine Lippen auf die ihren — „zu Dir.“

Der Nachtwind wehte brauſend an den Scheiben vorüber, daß es klang, als ſängen draußen unter dem blaſſen Mondesglanz unſichtbare Geſtalten alte Schickſalslieder und als drehe ſich rauſchend die Spindel der dunklen Norne, die den Schickſalsfaden ſpinnt am alten Spinnrocken der Zeit und der Schuld, einen Faden, der nie reißt, noch endet. Klagende Töne, Seufzer der Vergangenheit, zogen vorüber, als zittere draußen ein armes Menſchenherz im Flimmern der Nacht, und ſeine Schläge ſeien es, die in der Stille widerhallten.

Herr v. Ferchow war nie ſo glänzender Laune geweſen, als an dieſem Abend, nur daß ſeine Ungeduld mit den vorrückenden Stunden merklich zunahm.

Er hatte ſeinen Neffen ohne Ari in den Saal zurückkehren ſehen. Da glaubte er der Erfüllung ſeiner Wünſche ſicher zu ſein. Aber als er kurze Zeit darnach auch ſeine Tochter in gewohnter Ruhe zwiſchen den anweſenden Gäſten ſich bewegen ſah, fühlte er abwechſelnd Furcht und Hoffnung in ſich die Oberhand gewinnen. Für ihn ein völlig unerträglicher Zuſtand.

Er verſprach infolge deſſen Alles, willigte in Alles. Quadrille, Theater, Ball, was man wollte.

Das war ein Jauchzen und eine Fröhlichkeit! Niemand verstand zu Zeiten sein eigenes Wort. Und dazwischen die beiden glücklichen Menschenkinder, die keine andere Sprache mehr kannten, als die ihrer Augen, die sich in Gedanken noch immer umfangen hielten neben den bethauten Scheiben unter dem flimmernden Himmelslicht.

Endlich rollte der letzte Wagen mit seinen plaudernden Insassen davon. Herr v. Ferchow schlug hinter sich die Korridorthüre zu und eilte beflügelten Schrittes in den Salon zurück. Er kam nicht ganz so weit. Im Wohnzimmer seiner Gattin sah er Rüdiger seiner harrend unter dem Kronleuchter stehen. Die bewegten Züge des jungen Mannes ließen schon von Weitem ahnen, was seine Seele erfüllte.

Er brachte nur das eine Wort über seine Lippen: „Onkel!“ dann ward es ihm für den Moment unmöglich fortzufahren.

Herr v. Ferchow war zu ihm getreten und faßte mit unaussprechlicher innerer Befriedigung die beiden Hände des jungen Mannes, welche dieser ihm entgegenstreckte, drückte und schüttelte sie, indem er hastig dazwischen fragte, halb lachend, halb tiefbewegt: „Na, Alles gut und fertig? Will Dich meine kleine Hexe? Wie, Junker, bist Du Deiner Sache auch ganz sicher?“

„Ganz, Onkel!“ sagte Rüdiger. „Sie hat mich stets geliebt.“

„Himmel tausend —“ rief Herr v. Ferchow vor Staunen und Ueberraschung starr. „Das hätte ich wissen sollen! Ah, Fräulein Ari, mich so hinter's Licht zu führen. Na, es macht nichts! Die Hauptsache ist: Ari ist Dein, und wir haben endlich einen Sohn und Erben. Sei mir willkommen!“ fuhr er ernst fort, den jungen Mann fest in's Auge fassend, „als eine Stütze meines Hauses, als der Erbe nicht nur meiner Güter, sondern auch meines

Namens. Rüdiger v. Ferchow ſollſt Du fortan heißen, das zu veranlaſſen wird meine Sache ſein. Sei doppelt und dreifach willkommen als Gatte unſeres Kindes. Du wirſt Ehrenmann genug ſein, ihren Werth zu ſchätzen und ſie ſo glücklich zu machen, als ſie es verdient, und Du es vermagſt."

„So lange ich lebe, wird ſie mein Höchſtes und Theuerſtes ſein, ich ſchwöre es Dir!" verſetzte Rüdiger von dem Ernſt der warmen Vaterliebe tief berührt.

„So haſt Du ſie alſo!" rief Herr v. Ferchow, wieder in ſeinen munteren Ton verfallend. „Frau! Ari! — Komm 'mal hierher zu mir, Fräulein Ari!" fuhr er fort, als die Tochter am Arme der Mutter auf der Schwelle des Zimmers erſchien.

Sie löste ſich raſch aus der Umſchlingung und eilte zu ihrem Vater. Er wollte ſcherzen, aber ſeine Augen wurden ihm feucht, wie die ihren. So ſchwieg er, indem er ihr beide Hände reichte.

„Vater!" ſagte ſie leiſe und legte ſich an ſein treues Vaterherz. So ſtanden ſie ſchweigend.

Plötzlich ſchob er ſie lachend fort. „Ich glaube gar, Du haſt Deinen Vater noch immer am liebſten! Hier Alex, nimm ſie! Und ſeid glücklich, glücklich!"

„Ich denke, wir machen die Verlobung morgen bekannt," ſagte Frau v. Ferchow in ihrer ſtillen, nüchternen Art.

„Das denke ich nun eben nicht! Das, was ich Zeit meines Lebens als Vater erſehnt habe, will ich nicht ſo ſang- und klanglos in die Welt gehen laſſen. Wenn alle Bekannten hier in Bonsdorf zum Ballfeſt verſammelt ſind, dann trete ich mitten unter ſie mit den Kindern an der Hand und ſage: ‚Wiſſen Sie etwas Neues, meine Herrſchaften? In drei Monaten iſt Hochzeit in Bonsdorf!' — Das wird ein Knalleffekt, hahaha!"

„Wie Du meinſt," erwiederte Frau v. Ferchow. „Doch kann die Sache bis dahin kaum Geheimniß bleiben, gib Acht!"

„Das wollen wir ſehen. Heute Abend zum Beiſpiel war gar nichts zu merken an den Beiden. Es ſoll mir einen rieſigen Spaß machen, die klugen Leute alle ein bischen zum Beſten zu haben. Was, Ari — Alex?"

Obwohl Rüdiger den wunderlichen Einfall dieſer völlig unbegründeten Geheimhaltung einer allgemein erwarteten Thatſache weder begriff noch gut hieß, war er doch zu glücklich, um Einſpruch dagegen zu erheben, zumal Ariana ſofort lächelnd zuſtimmte.

Was lag auch daran, ob die Welt ſein jungerworbenes Liebesglück einige Wochen früher oder ſpäter erfuhr!

— — — — — — — — — — — —

Am nächſten Morgen ſtand der Schlitten bereit, um Rüdiger nach der Stadt zurückzubringen.

„Wie viel Pferde wirſt Du mir in dieſen Monaten zu Schanden fahren, lieber Junker?" ſcherzte Herr v. Ferchow, als er mit ſeinen Damen Rüdiger auf die Rampe geleitete.

„Es kommt darauf an, wie oft Ari mir geſtattet, bei ihr zu ſein," entgegnete er, das junge Mädchen an ſein Herz drückend.

„Du weißt es," gab ſie erröthend zurück. „Lebe wohl, Geliebter! Auf Wiederſehen! Bald! Bald!"

„Du wirſt morgen ſelbſt Pferde und Wagen haben," bemerkte Herr v. Ferchow, „damit Du's bequemer haſt und Dich nach Deiner Zeit richten kannſt. Sorge nur für Stallung. Und grüße den Präſidenten von mir. Empfiehl uns auch ſeiner Frau!" rief er ihm noch nach, als der Schlitten bereits über den Vorplatz hinglitt.

Als Rüdiger die glatte, weiße Schneefläche wieder ſah und die kahle Kaſtanienallee, welche ſich ihm geſtern

Abend zu einer halben Ewigkeit ausgedehnt, hatte er eher das Gefühl, von einem Traume umfangen zu sein, als von der Wirklichkeit. Aus seinen ziellos gleitenden Gedanken, die fort und fort zu jener süßen Stunde neben dem Balkonfenster zurückeilten, fuhr er zuweilen wie erwachend mit dem Bewußtsein seines unverbrüchlichen Besitzes empor, um gleich darauf in neue Träume zu versinken.

Die Stadt mit ihren ersten Häusern erschien. Zwischen niedrigen Scheunen und Stallungen fuhr der Schlitten wie im Fluge vorüber. Jetzt die Hauptstraße, welche das Städtchen von einem Ende zum anderen durchschnitt, jetzt der Marktplatz — und wieder die Hauptstraße mit der Fortsetzung nach dem Bahnhof. Da hielten die Pferde.

Rüdiger sprang zur Erde. Er hatte noch eine Stunde Zeit bis zu seinem Besuche im Regierungsgebäude. Er wollte augenblicklich an Alwine schreiben, ihr den damaligen Zustand seines Herzens, dessen Ueberraschung durch ihre Thränen offen schildern, sich in nichts entschuldigen, sondern offen seine Uebereilung und seinen Irrthum eingestehen; zuletzt ihr seine Verlobung mit Ariana anzeigen unter dem ehrlichen Hinweis auf diese seine erste wahre Liebe.

Als er diesen Entschluß in sich befestigt hatte, schritt er sofort zur Ausführung. Die Worte flossen aus seiner Feder: ein guter, warm empfundener Brief, der ein beredtes Zeugniß seiner Stimmung und Gefühle war.

Rüdiger steckte das Schreiben zu sich, um es persönlich in den Briefkasten zu befördern, sobald er die dienstliche Meldung bei seinem Vorgesetzten abgestattet haben würde.

Der Präsident empfing den jungen Mann sehr liebenswürdig und führte ihn, damit er die Grüße der Bonsdorfer Herrschaften persönlich seiner Gemahlin übermitteln könne, in deren Salon.

Frau v. Taburowsky, mit Wohlthätigkeitsarbeiten beschäftigt, während ihr Sohn am nämlichen Tisch eifrig an einer Zeichnung arbeitete, reichte dem eintretenden jungen Manne die kühle Hand und bat ihn, einen Sessel neben ihr einzunehmen.

Der Knabe war aufgesprungen. Er war groß für sein Alter. Sein feines Antlitz mit den zarten Farben und leicht umschatteten dunklen Augen hatte viel zu viel ideale Schönheit, um nicht ein Gefühl staunender Unruhe einzuflößen.

Herr v. Taburowsky hatte sich zu ihm niedergebeugt und ihm einige Worte in's Ohr geflüstert.

Da ging er zu Rüdiger, gab ihm die Hand und sagte lächelnd: „Guten Tag, Herr v. Rüdiger."

Als der junge Mann diese glänzenden braunen Augen freundlich auf sich gerichtet sah, ging ihm ein eigenthümliches Frösteln durch die Glieder. Seine Hand faßte unwillkürlich an die Brusttasche, in welcher der Brief Alwinens leise knisterte.

„Guten Tag, mein lieber, kleiner Freund!" sagte er fast verlegen. „Wir haben einander lange nicht gesehen. Ich glaubte, Du habest mich schon vergessen."

„O nein, Herr v. Rüdiger! Solch' ein schlechtes Gedächtniß habe ich doch nicht."

„Ich hoffe nicht," scherzte der Präsident. „Es wäre das wenigstens keine besondere Empfehlung bei eurem neuen Direktor."

„Kommt ein neuer Gymnasialdirektor hierher, Herr Präsident?" fragte Rüdiger gleichgiltig.

„Jawohl! Der alte hat seinen Abschied genommen. Die Sache wegen des Nachfolgers muß sich in diesen Tagen entscheiden."

Frau v. Taburowsky lächelte flüchtig. „Wie man durch die Verhältnisse verändert wird und mit seinen

Intereſſen in die Schule des Lebens geht! Wer hätte uns früher prophezeit, daß wir einem ſolchen Ereigniß mit Spannung entgegenſehen würden? Nun geſchieht es auf die natürlichſte Weiſe von der Welt."

Der Präſident nickte ſeinem Sohne zu, der noch immer an Rüdiger's Schulter gelehnt ſtand.

„Dem kleinen Herrn hier ſcheint die Sache ſehr wenig nahe zu gehen — wie, Hans?"

„Unſer Ordinarius iſt doch die Hauptſache, Papa," verſetzte der Knabe. „Und der geht nicht ab. Fällt ihm gar nicht ein. Ich glaube, er iſt ſchon Großpapa."

Rüdiger lachte. „Du meinſt, da wäre es Zeit für ihn?"

„Haben Sie gehört, Herr v. Rüdiger," fragte Frau v. Taburowsky, „daß ſich in Ihrer Abweſenheit ein kleiner Wechſel im hieſigen Offizierkorps vollzogen hat? — Du beläſtigſt den Herrn Aſſeſſor, Hans!"

„Bewahre, gnädige Frau," ſagte der junge Mann, die Hand des Knaben feſthaltend, obwohl deſſen dunkle Augen eine wahrhaft ungezwungene Stimmung in ihm nicht aufkommen ließen. „Ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich das Militärwochenblatt arg vernachläſſigt habe. Soviel ich weiß, ſprach der Hauptmann v. Kleve vor meiner Abreiſe davon, daß er Ausſicht habe, auf Wunſch ſeines Schwiegervaters in ein rheiniſches Regiment zu kommen."

„Ganz recht!" erwiederte der Präſident, indem er ſeinem Sohne einen Wink gab, zu ſeiner Zeichnung zurückzukehren. „Herr v. Kleve hat dies erreicht. Ein Hauptmann Hammer iſt an ſeiner Stelle hierher verſetzt worden, ich glaube aus Sachſen."

Alexander hatte ein Gefühl, als ſpalte ſich vor ihm der Boden. Er fühlte, daß er blaß geworden war vor Schreck, und bückte ſich haſtig auf den Teppich nach dem Garnknäuel der Hausfrau, welcher zu ſeinen Füßen lag.

„Bitte, laſſen Sie ihn ruhig liegen, Herr v. Rüdiger,“ ſagte Frau v. Taburowsky. „Ich that es mit Abſicht.“

Er legte den Knäuel auf den Smyrnateppich zurück. Da fühlte er, wie das Blut ihm ſiedend heiß bis in die Stirn ſtieg. Nun war er äußerlich wenigſtens aus der Noth. Doch fürchtete er noch für ſeine Stimme. Die Kehle ſchien ihm wie zugepreßt.

„Hammer —“ ſagte er langſam und konnte nicht gleichmüthig fortfahren.

„So iſt der Name, Herr v. Rüdiger,“ fiel der Präſident ein, ohne das Mindeſte von dieſer ſeeliſchen Erſchütterung wahrgenommen zu haben. „Macht perſönlich einen angenehmen Eindruck.“

„So iſt er ſchon hier?“ Einen Moment gaukelte Rüdiger das Bild des Gedränges geſtern Abend auf dem Bahnhof vor der Seele, wo er im trübrothen Gaslicht eine Geſtalt auftauchen geſehen. . . . Sein Herz hämmerte heftiger. Er ſtützte den Arm auf die Seſſellehne, welche ſich zu bewegen ſchien.

„Er allein, ſoviel ich weiß,“ fuhr Herr v. Taburowsky gleichmüthig fort. „Ob ſeine Familie ihm ſchon nachgefolgt iſt, kann ich nicht ſagen.“

Rüdiger raffte ſeine Selbſtbeherrſchung energiſch zuſammen, indem er ſich erhob. Ob es zweckmäßig war, die alte Bekanntſchaft einzugeſtehen? Zweifellos, da Hammer mit derſelben nicht hinter dem Berge halten würde. Er gewann es alſo über ſich, zu ſagen: „Hammer iſt mir kein Fremder —“ verbeugte ſich tief vor der Präſidentin, welche ihm abermals die Hand reichte, grüßte den Sohn und nahm mit vollkommener Sicherheit Abſchied von ſeinem Vorgeſetzten, der in ſeiner Perſon weit mehr Herrn v. Ferchow's Schwiegerſohn als den Untergebenen ſah.

Draußen war die Sonne ſiegend durch die Winternebel gedrungen. Vom blauen Himmel ſtrömte jetzt das

Tageslicht in blendender Fülle über die bereiften Dächer mit ihren langen Eiszapfen.

Rüdiger schritt, vor sich hin grübelnd, durch die Straßen. Er fühlte es an seinem fröstelnden Unbehagen, daß er die Gestalt gestern richtig erkannt hatte.

Was nun?

Er griff nach dem Brief in seiner Brusttasche, der allen Verlegenheiten mit einem Schlage ein Ende machen sollte. Er war jetzt nutzlos geworden. Wie hieß der boshafte Dämon, welcher gerade jetzt dieses Hemmniß, das am wenigsten vorherzusehende, ihm in den Weg warf? Und eine häßliche, ungerechte Erbitterung gegen Alwine erfaßte ihn, Nichtachtung ihrer mangelhaften Würde, die sie ihm gegenüber besser hätte bewahren müssen; ihrer Liebe zu ihm, die sie besser nicht hätte empfinden sollen; Bitterkeit vor Allem gegen das eigensinnige Festhalten an einer Zusammengehörigkeit, die sie allein und ganz allein ihm aufgezwungen hatte.

So schritt er fort, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte.

„Ah, Rüdiger! Sehe ich Sie endlich? Sie haben sich ja lange unsichtbar gemacht!"

Er schaute auf. Franz Hammer stand vor ihm. Fast hätte er ihn nicht wiedererkannt.

„Waren Sie krank?" fragte er, ihm die Hand reichend.

„Wenn Sie Nervosität eine Krankheit nennen wollen, ja!" erwiederte Hammer mit einem Versuch, zu scherzen. „Wir sind so schnell hierher verschlagen worden —" er brach ab. „Aber was zuerst gesagt werden muß," fuhr er lebhafter fort, „ist mein Dank für die Wahl, welche Sie in Betreff unserer Hausgenossin trafen."

„Sind Sie zufrieden gewesen mit der jungen Dame?"

„Fräulein Hansen ist ein seltenes Mädchen," erwiederte Hammer, und ein warmer Blick drang aus seinen Augen.

„Ich ſage nicht zu viel, wenn ich ſie den Beſten ihres Geſchlechts zuzähle. Weiblichkeit, Demuth, Beſcheidenheit —"

„Iſt Ihre Frau Gemahlin mit dem Urtheil einverſtanden?" fragte Rüdiger, ſeltſam angemuthet, Alles das, was ihn einſt ſelbſt ſo tief an dieſem jungen Weibe gerührt, ſo warm von fremden Lippen ausſprechen zu hören.

„Durchaus!" Der helle Strahl in ſeinen Augen erloſch. „Wann ſehe ich Sie bei mir?"

„Bald!" Rüdiger ſagte es mechaniſch. Seine Gedanken waren weit ab von dieſem Verſprechen. Er ſchämte ſich derſelben. Es wäre ihm in ſeiner augenblicklichen Lage und Stimmung erwünſchter geweſen, Alwine tadeln, ſtatt rühmen zu hören.

„Ich habe die Villa Hecker gemiethet, damit Sie mich zu finden wiſſen."

„Alle Achtung!" Rüdiger zwang ſich, zu ſcherzen.

Hammer zuckte die Achſeln. „Kommen Sie bald. Meine Frau iſt ſehr unglücklich über das kleine Neſt und den Mangel an Geſellſchaft. Fräulein Alwine dagegen iſt mit Allem zufrieden. Uebrigens," rief er, als Rüdiger, dem der ſchneebedeckte Boden unter den Füßen brannte, ihm die Hand zum Abſchied reichte, „Sie wollen ſich ja verloben, ſagt man! Mit einer ſchönen Couſine. Ich hörte es ſoeben."

„Man ſpricht viel," erwiederte Rüdiger haſtig und mit ſchwer erzwungenem Lächeln. „Viel zu viel in ſolch' kleinem Städtchen. Leben Sie wohl! Ich habe es gerade heute etwas eilig. Auf Wiederſehen!"

„Ich erwarte Sie bald!"

Rüdiger hörte dieſe Worte nicht mehr. Er eilte in entgegengeſetzter Richtung davon. Mit zornbebender Hand zerriß er den zu ſpät geſchriebenen Brief in tauſend Fetzen und ſchleuderte dieſelben über das Geländer des Straßengrabens.

9.

Alwine war es in der That gewesen, welche in demselben Zuge, der Rüdiger nach Oppeln zurückführte, mit Laura Hammer die Fahrt dorthin machte.

Was Alles in den verflossenen Tagen, seit dem Eintreffen der Versetzungsordre des Hauptmanns, sich in ihrem liebenden Herzen abgespielt, was sie von Freudenüberfülle in sich verschloß, an Hoffnungen barg, Niemand las es in ihren sanften Zügen, am wenigsten die Frau, welche wie ein boshaftes Kind nichts weiter im Auge behielt, als möglichst laute Kundgebungen ihrer Abschiedsfreude. Sie hatte das Unglaublichste geleistet an Rücksichtslosigkeit und es so weit gebracht, daß die Damen sich entschlossen, von ihrer Abreise keinerlei Notiz zu nehmen.

Endlich waren die Möbelwagen gepackt und abgesendet, und der Moment kam, wo der Wagen bereit stand, beide Frauen nach der Bahn zu bringen.

Alwinens Herz zitterte vor fieberhafter Freude, als sie zum letzten Male durch die Straßen fuhr, welche sie so oft in Sehnsucht durchschritten. Sie hätte es jedem Menschen laut zurufen mögen: „Freuet euch doch mit mir! Ich fahre ja zu ihm!“

Laura, welche über einen letzten Streich nachdachte, der ihr Rachegelüste befriedigen könne, spürte nichts von dem leuchtenden Frohsinn ihrer Begleiterin. In ihren kostbaren Reisepelz gehüllt, das Barett keck auf die kurzen Haare gedrückt, saß sie mit ihrem spitzen Gesichtchen so triumphirend da, als ob diese Fahrt eine Auszeichnung für sie bedeute, keine Niederlage.

„Führen Sie nur etwa keine Rührungsscene auf dem Bahnhof auf,“ sagte sie spöttisch. „Und vor allen Dingen halten Sie die Thränen in Ihren Madonnenaugen fest. Lassen Sie die ganze Gesellschaft fühlen, daß wir sie dahin wünschen, wo der Pfeffer wächst.“

„Thränen? Ich?“ ſagte Alwine. „Ach, ich bin ja ſo froh!“

„Endlich 'mal ein verſtändiges Wort! Ich dachte ſchon, wir würden eine Ueberſchwemmung anrichten. Steigen Sie zuerſt aus. Ich komme nach.“

Alwine eilte haſtig auf den Bahnſteig, wo ſoeben die Lokomotive vor den Schnellzug gelegt ward. Dankbar, faſt andächtig, ſahen ihre braunen Augen auf das rauchende Eiſenroß, dem die Dampfkraft Flügel leihen ſollte. Sie hätte aufjauchzen mögen vor ungeduldigem Entzücken.

Inzwiſchen hatte Laura mit erheuchelter Gleichgiltigkeit den Warteſaal erſter Klaſſe betreten, wo ſich in ähnlichen Fällen das geſammte Offizierkorps oder doch eine große Anzahl Herren und Damen des Regiments mit Blumenſträußen zum offiziellen Abſchied einzufinden pflegten.

„In's Geſicht werde ich ihnen lachen,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, die Thür öffnend.

Einen Moment ſtand ſie ganz verblüfft. Der Warteſaal war leer. Dann brach ſie in ihr ſcharfes Lachen aus, machte kurz Kehrt und ging in ſchlechteſter Laune Alwine nach.

„Es weiß, gottlob! kein Menſch, daß ich abreiſe,“ rief ſie ihr ſchon von Weitem zu. „Das iſt mir rieſig lieb!“

In dieſem Augenblick erſchien der Regimentsadjutant mit dem üblichen Abſchiedsſtrauß bewaffnet. Es war kurz vor dem Einſteigen.

Laura kniff die Lippen vor Zorn zuſammen. Sie ſtand bereits auf dem Wagentritt, drehte ſich halb um und ſagte mißächtlich: „Bringen Sie das da für mich, Herr v. Köſteritz?“

Der Offizier verneigte ſich. „Die Kameraden erlauben ſich —“

„Bitte, nehmen Sie das Ding an ſich, Fräulein

Alwine!" ſagte Frau Hammer, ihm den Rücken wendend. „Ich vertrage keinen Blumengeruch auf der Reiſe. Adieu, Herr v. Kösteritz!"

Herr v. Kösteritz war ſeinerſeits jetzt auch verblüfft. Er griff an den Helm und ging ſchnurſtracks in das Bahnhofsgebäude zurück. „Angenehme Pflicht!" murmelte er vor ſich hin. —

Auf der ganzen langen Fahrt ſtanden wie ein ſtrahlendes Sternbild die Fragen vor Alwinens Geiſtesaugen: Was wird er ſagen? Wo mich zuerſt wiederſehen? Und wann?

Sie verſenkte ſich verſchämt in die Möglichkeit, jetzt ſelbſt bei dem gefürchteten Herrn v. Ferchow für ſich und ihr Glück ſprechen zu können, ihn zur Einwilligung und Unterſtützung zu überreden. Darüber verfloſſen ihr die Stunden wie im Traum. Sie ſpürte nichts vom Wechſel des Tages und der Nacht. Nur als der nächſte Tag zur Neige gehen wollte, und die Sonnenſtrahlen tief und tiefer vom weſtlichen Horizont über die Schneetriften glitten, empfand ſie plötzlich das Gefühl einer fieberhaft wachſenden Ungeduld. So heftig war dieſes Aufwallen ihres jungen Herzens, daß ſie es kaum noch zu verbergen vermochte.

Endlich ein letztes Oeffnen der Thür. „Oppeln! Ausſteigen!"

Alwine ſprang zur Erde; es war ihr, als betrete ſie einen geweihten Boden. Schade, daß die frühe Nacht ihr den Anblick des Städtchens im Nebeldunſt entzog! Schade, daß ſie nicht wußte, in welcher Richtung Bonsdorf, das Ziel ihrer Wünſche, zu ſuchen war! Aber ihr Herzſchlag wenigſtens begrüßte es, begrüßte Alles, was Rüdiger's Fuß betreten hatte.

Unbewußt ſuchte ihn Alwine unter den Vorüberdrängenden. Und ſo ſtand ſie lauſchend, ſpähend auf den

Steinſtufen unter der flackernden Gasflamme des Ausgangs, nicht ahnend, daß der, welchem ihre ganze Seele mit hingebender Liebe anhing, den letzten Reſt der Fahrt im nämlichen Zuge zurückgelegt hatte und eben jetzt erſchreckt auf ſie ſchaute.

— — — — — — — — — — — — —

Hammer, welcher ſeine traurige Ehe mit dieſem Tage in eine wenigſtens erträgliche Phaſe zu leiten hoffte, empfing ſeine Gattin, ohne mit einem Wort ſich nach den letzten Tagen ihres Aufenthalts in der alten Garniſon zu erkundigen, und geleitete ſie in die neu gemiethete und fertig eingerichtete Villa.

„Ich habe mich unten einquartiert," ſagte er. „Dein Reich iſt ausſchließlich oben."

Er fühlte, wenn er noch Zweifel gehabt hätte, in dieſem Moment mit einſchneidender Gewißheit, daß ein Zuſammenleben mit dieſer Frau ihn moraliſch vernichtet hätte.

„Aber hier ſind ja Deine Möbel!" rief ſie heftig und wußte nicht, was ſie aus dieſer Thatſache machen ſolle.

„Ich habe mir meine vier Pfähle anders eingerichtet. Ein Kamerad, welcher fortzog, wollte gern ſeine Stubeneinrichtung verkaufen, da nahm ich ſie ihm ab."

„Solcher Blödſinn!" ſagte ſie, rückſichtslos auffahrend, die weit gähnende Kluft fühlend, welche ſie von dieſem Manne ſchied. Und es kam ihr deutlicher zum Bewußtſein, daß ſie ihn verloren habe. „Haha, ich möchte wirklich wiſſen, wozu ich verheirathet bin!"

Er ſagte nichts, ſondern verließ das Zimmer.

Mit Befriedigung vernahm Alwine, daß Rüdiger in dienſtlichen Angelegenheiten abweſend ſei. Nun wußte ſie, weshalb er unſichtbar blieb, und bat ihm im Stillen den leiſen Vorwurf zärtlich ab.

Hammer wunderte ſich ſelbſt über gewiſſe Wandlungen,

die in ihm vorgegangen waren. Hatte er sich in letzter Zeit gescheut, sein eigenes Heim zu betreten, jetzt zog es ihn hinein, und er vergaß auf Stunden das Gefühl, ein Fremder in seinem eigenen Hause zu sein.

Alwine, deren sanftmüthige Natur nichts von dem oft peinigenden Unbehagen sich zu gestehen wagte, welches Laura's immer schlechter werdende Laune ihr erregte, schloß sich voll unbefangener Herzlichkeit einem Manne an, der nur Güte und Dank für sie hatte. Wohl fühlend, daß ihre Gegenwart ihm die Falten aus der Stirn strich und ihn empfänglich machte für harmlose Scherze, gab sie sich eifrig Mühe, seinen Wünschen entgegenzukommen und so ein Zusammenleben zu ermöglichen, welches ihn einigermaßen für die verletzende Haltung seiner Gattin entschädigte.

Im letzten Grunde erhoffte sie heimlich eine baldige Aenderung ihres Geschickes durch Rüdiger. Und um ihm nahe zu sein, hätte sie jedes, auch das härteste Loos freudig auf sich genommen.

Ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, weshalb diese erste Gelegenheit, seiner Hochachtung für das junge Mädchen Ausdruck zu geben, ihn mit Genugthuung erfüllte, kehrte Hammer nach seinem Zusammentreffen mit Rüdiger zur Mittagszeit in sein Heim zurück.

Lebhafter als gewöhnlich und mit einem Anflug seiner früheren Elastizität eilte er die Stufen zum oberen Stock empor. Auf sein Läuten ward ihm von Alwine selbst aufgethan. Sie stand im blauen Hauskleid, eine weiße Schürze um die schlanke Taille geschlungen, allerliebst hausmütterlich vor ihm, geschäftig, wie immer, und heiter lächelnd.

„Guten Morgen!" sagte Hammer, rasch das hübsche Bild in sich aufnehmend.

„Guten Tag, Herr Hauptmann!" erwiederte sie und

legte ihre Hand in die ſeine. „Ich habe Sie vom Fenſter aus kommen ſehen.“

„Ah, daher dieſer liebenswürdige Pförtner! Danke verbindlichſt. Aber hier zieht es.“

Er öffnete die Thür des Speiſezimmers und ließ das junge Mädchen eintreten.

„So! Die Bekanntſchaft der Aerzte möchte ich nun nicht gerade zuerſt machen. Sie gewiß auch nicht?“

„O nein! Ich bin noch nie krank geweſen, bis auf einige kleine Erkältungen, die meine eigene Schuld waren.“

„Möchte es ſo bleiben! Aber wiſſen Sie, was mir in dieſen letzten Tagen an Ihnen aufgefallen iſt, Fräulein Alwine?“

„Nein, ich wüßte nicht, was!“ erwiederte ſie und konnte eine heißere Färbung ihrer Wangen nicht unterdrücken.

„Doch! Sie erſcheinen mir verwandelt in Ihrem Weſen. Es liegt ein ſtilles Glück in Ihren Augen —“

„Ich bin ja auch glücklich hier,“ ſagte ſie mit Herzklopfen.

„Wirklich? Nein, das ſind Sie nicht,“ verſetzte er raſch und feſt. „Glücklich nicht, aber gut und nachſichtig. Und das iſt etwas, was ich nie genug anerkennen kann. Wo haben Sie ſo viel Verſtand bei ſolcher Jugend her? In meinem Kopf ſah es zu jener Zeit anders aus. Ich war ein ſolcher Narr! Wenn ich jetzt an meine Jugendeſeleien zurückdenke — nein, lachen kann ich nicht darüber. Aber wenn Sie wüßten, was ich damals für die Hauptſache im Leben hielt, ſo würden Sie lachen. Unglaublich albernes Zeug habe ich geträumt. Und dabei hatte mein Schickſal mich wahrlich nicht verwöhnt mit Glücksgütern. Ach, lieber Himmel! Ich war arm wie eine Kirchenmaus!“

„Ich bin es auch!“ ſagte Alwine ehrlich und ſchlicht.

„Eben deshalb erzähle ich es Ihnen. Ich weiß nicht, ob auch Sie eine Zeit hatten, wo man von Prinzen träumt.“

„Nein!“ sagte sie kopfschüttelnd und tief erröthend.

„Nicht? Nun, das ist ein Vorzug, obzwar diese Art Phantasterei einen idealen Hintergrund hat. Aber später führt sie leicht zum Materialismus.“

„Bitte, sagen Sie mir, was ein Materialist ist, damit ich es genau weiß,“ bat das junge Mädchen ohne Verlegenheit.

„Ein Mensch, der es verlernt hat, seine Wünsche nach Höherem zu richten, als der Organismus seines Körpers und der Kurszettel es gestatten. Ein Mensch dagegen, der in den sinnlichen Reizungen den Zweck des Lebens nicht erkennen mag, der über sie hinweg zu den Genüssen des Geistes, aus den Fesseln der Selbstsucht zur fruchtbringenden Allgemeinheit aufstrebt, ein solcher Mensch ist ein Idealist. Und ein solcher Mensch weiß in der Beschränkung sein Glück zu finden. Denn das Glück liegt nicht in äußeren Gütern, sondern im Herzen. Der Idealist ist auch der glücklichste Mensch.“

Seine Stimme hatte sich immer mehr gedämpft. Er sprach nur noch für sich und zu sich. Es war das Bekenntniß seiner Verblendung, seiner Schuld und besseren Erkenntniß. Plötzlich ward die Thür des Nebenzimmers heftig aufgerissen, und Laura rauschte stürmisch herein.

„Ah, schon versammelt?“

„Wir warteten,“ versetzte Hammer gelassen. „Ich muß gleich nach Tisch in die Kaserne.“

„Ah! Und Sie, Fräulein Alwine?“ fragte die junge Frau mit scheinbarer Gleichgiltigkeit.

„Ich würde ganz gern auch einmal in eine Kaserne gehen. Wie es wohl in einem solchen Hause aussehen mag!“ scherzte sie harmlos.

„Bitte, gehen Sie doch mit meinem Manne hin!“ sagte die junge Frau, ihre Serviette mit nervöser Lebendigkeit auseinander faltend.

„Frauen haben erstens dort nichts zu thun," erwiederte er ruhig, „und zweitens werden sie nicht hineingelassen."

„So? Nun, da kann ich Ihnen eben nicht helfen. Ich selbst danke auch für diese Bekanntschaft."

Er zuckte schweigend die Achseln. Daß sie ihn verletzen wollte, wußte er, aber von ihrer eigentlichen Absicht hatte er keine Ahnung.

„Ich denke, Fräulein Alwine," wandte er sich an das ihn harmlos anschauende junge Mädchen, „Sie ziehen auch einen Spaziergang vor."

„Oder eine Spazierfahrt," fiel Frau Laura rasch ein. „Ich möchte einen Landbesuch machen. Die Friseurin hat mir heute gesagt, das vornehmste Haus auf dem Lande sei das eines Herrn v. Ferchow auf Bonsdorf, dem man mit guten Diners sehr imponiren kann. Dagegen soll bei Majors hier die Sache äußerst faul aussehen, wie immer bei den Offizieren. Und mit den anderen Offiziersfamilien ist auch nicht viel los. Einer hat sehr viel Geld, aber er ist geizig. Kauft sich Wurst in der Kantine und läßt sich zum Frühstück von dem Burschen ein Seidel Bier über die Straße holen."

Er war unter diesen Worten, die sie wie gehetzt hervorsprudelte, immer unruhiger auf seinem Stuhl geworden. Er schämte sich, so daß ihm bei Alwinens erstauntem Blick die Röthe in die Schläfen stieg.

„Es wäre wünschenswerth," sagte er, als sie endlich Athem holte, „Du ließest Dir solche Dinge nicht erzählen. Es ist Klatsch. Und was diese Friseuse von Dir im nächsten Hause spricht, magst Du selbst ermessen."

„Danke für gütige Belehrung!" rief sie lachend. „Diese Personen wissen den Werth des Geldes sehr genau zu schätzen. Ich gebe ihr gerade noch einmal so viel als die Anderen. Das kann sie erzählen."

„Wenn wir morgen und heute Nachmittag unsere Be-

ſuche in der Stadt abgemacht haben, können wir morgen Nachmittag auf dem Lande bei Herrn v. Ferchow anfangen. Die Höflichkeit erfordert dieſe Reihenfolge," ſagte er beſtimmt. Dann wandte er ſich, um den häßlichen Eindruck dieſer Unterredung abzuſchwächen, an Alwine. „Wiſſen Sie auch, Fräulein Alwine, ich habe heute Vormittag Ihren Bekannten, den Aſſeſſor v. Rüdiger, geſprochen. Er iſt zurückgekehrt."

In dieſem Moment erhob ſich Laura mit einem Geräuſch, das ihre völlige Gleichgiltigkeit kennzeichnen ſollte, und ſagte kurz: „Um fünf Uhr bin ich fertig. Uebrigens — Majors halten ſich ja auch einen Wagen, wie ich höre. Da werde ich Mama jetzt bitten, mir die verſprochene Equipage zu ſchicken. Alſo um fünf Uhr! Haben Sie Luſt, die Beſuche mitzumachen?"

„Ohne Zweifel!" erwiederte Hammer etwas ſchroff.

„Dann bitte!" Und ſie rauſchte davon, nicht unzufrieden, mit einer Geſellſchaftsdame antreten zu können.

Alwine, deren Herz bei Nennung des Namens Rüdiger zum Zerſpringen ſchlug, hatte Zeit gefunden, ihrer großen Verwirrung Herrin zu werden. Alles in ihr lechzte darnach, von ihm zu hören. So fragte ſie leiſe: „Es geht ihm gut?"

„Sehr gut. Er war eben bei ſeinem Präſidenten geweſen. Hatte es eilig."

Sie wartete mit fiebernder Sehnſucht und Ungeduld auf einen Gruß und wagte doch nicht darnach zu fragen.

„Wird er jetzt hier bleiben?" Sie las ein Fädchen vom Teppich auf, indem ſie dieſe Worte ſtockend vorbrachte. So entging Hammer der unſichere Ton ihrer Stimme.

„Ja! Wenigſtens ſagte er nichts vom Gegentheil."

Es drückte ihr das Herz ab. Sie mußte noch eine Auskunft haben.

„Und erinnerte er ſich ſeiner Empfehlung? Ich meine —"

Er mißverstand ihre tiefe Röthe und reichte ihr die Hand. „Ich nahm Veranlassung, Rüdiger für seine Wahl meinen wärmsten Dank auszusprechen. Ich hoffe, Sie sind davon überzeugt, Fräulein Alwine!"

Sie nickte. Das war's ja doch nicht, was sie wissen wollte. Der Muth entsank ihr völlig.

„Adieu für jetzt! Meine Kompagnie wartet!"

Er ging rasch aus der Thür.

Alwine sah ihm regungslos nach. Sie wußte nicht, was ihr plötzlich so weh im Herzen that, daß sie hätte aufweinen mögen. Hatte Rüdiger wirklich nicht einmal nach ihr gefragt? Weshalb nicht? Wenn dieses kleine Zugeständniß seiner Liebe ihm schon gefahrvoll dünkte, wie wollte er ihr dann gegenübertreten? Wie ihre Sehnsucht nach einem zärtlichen Blick, nach einem tröstlichen Händedruck befriedigen?

Und es war ihr, als sei die weite Entfernung zwischen ihm und ihr besser gewesen, als diese verleugnungsreiche Nähe, und als habe sie ihrem Herzen eine Last aufgeladen, die es nicht widerstandslos ertragen wollte.

Sie eilte auf ihr Zimmer, Thränen zu ersticken, welche nicht fließen durften, holte Rüdiger's seltene Briefe aus der Verborgenheit eines verschlossenen Kästchens hervor und las sie langsam und andächtig durch, obwohl sie dieselben wortgetreu ihrem Gedächtniß bereits längst einverleibt hatte.

Unbekannt mit der Sprache der leidenschaftlichen Liebe, fühlte sie aus den kühlen Worten ihre mühselige Zusammenstellung nicht heraus, fühlte nicht den inneren Zwang, welcher sie diktirt hatte. Vielmehr erinnerte sie sich dabei mit Selbstvorwurf ihres Versprechens an jenem seligen Herbstabend, des Versprechens, niemals an Rüdiger's Liebe zweifeln zu wollen, noch Ungeduld zu verrathen. Und reuig küßte sie die theuren Zeilen. Nein, sie wollte nicht ungeduldig werden. (Fortsetzung folgt.)

Eva's Rache.

Hiſtoriſche Erzählung von **H. Berthold.**

Mit Illuſtrationen von R. Knötel.

(Nachdruck verboten.)

1.

In der Breiten Straße zu Berlin betrieb im Jahre 1739 die Wittwe Damm ein gut gehendes Riemergeſchäft. Ihr verſtorbener Gatte hatte ſich das Vertrauen König Friedrich Wilhelm's I. erworben und von ihm die geſammte Lieferung des Riemenzeugs für Patronentaſchen und Degengehänge der Garniſonen Berlin, Potsdam und Spandau erhalten.

Geſchäftsführer bei der im Anfang der fünfziger Jahre ſtehenden Wittwe Damm war Wilhelm Zander, ein zugewanderter Riemer aus dem Anhaltiſchen. Und wie Zander im Geſchäft die Stütze der Wittwe Damm bildete, ſo half ihr in der Haushaltung ihre jugendliche Nichte Eva Köhling. Zander war ein anſehnlicher Mann in der Mitte der zwanziger Jahre, hatte gute Manieren, hielt ſich nüchtern und ordentlich, und Eva Köhling war ein ſittſames, zierliches Mädchen von hervorragender Schönheit, der nichts dazu fehlte, um eine gute Heirathsparthie abzugeben, als Geld. So aber hing Eva Köhling leider vollſtändig von ihrer Tante, der Wittwe Damm, ab, und

die hohen Koſten für das Meiſter- und Bürgerrecht zu bezahlen. Aber Zander und Eva waren jung und hoffnungsfroh und fühlten ſich in ihrer heimlichen Liebe überaus glücklich.

Freilich mußten ſie ſehr vorſichtig ſein, um bei der mißtrauiſchen Wittwe Damm keinen Verdacht zu erregen. Frau Damm hätte niemals eine Liebſchaft zwiſchen dem Werkführer und der Nichte geduldet. Nur wenn ſie ſich allein wußten, durften ſie ihren Gefühlen Ausdruck geben.

So war das Ende des Jahres 1739 herangekommen. Am Neujahrstag, als der Werkführer Zander der Wittwe Damm ſeinen feierlichen Neujahrsgruß abſtattete, erſtaunte er nicht wenig, als dieſe ihn aufforderte, Platz zu nehmen, und ihm ein Glas Wein eingoß. Sie ſetzte ſich dann zu ihm und ſagte mit einer gewiſſen Verlegenheit: „Er weiß wohl, daß ich Ihn ſchätze und als einen tüchtigen, braven Menſchen achte. Mein Geſchäft iſt zu groß, als daß ich es weiter allein führen könnte, und ein Mann iſt beſſer, wie ein Werkführer, denn er arbeitet für ſeine eigene Taſche. Wenn es Ihm anſteht, mich zu heirathen, ſo wollen wir ohne Weiteres die kirchliche Verkündigung beſtellen. Ich bin nicht mehr die Jüngſte, aber noch eine anſehnliche Frau, wie ich glaube; und Er iſt kein Springinsfeld, der jedem jungen Mädchen nachläuft. Ich verlange von Ihm keine leidenſchaftliche Liebe, ſondern nur Treue und die Achtung, die einer Frau zukommt. Dafür wird Er Herr im Hauſe und im Geſchäft, und ich werde Ihn ſtets ehren und ſchätzen als meinen Eheherrn."

Wilhelm Zander war über dieſen Antrag nicht wenig beſtürzt; denn derſelbe kam ihm gar zu unerwartet. Mit einem Schlage wurde er, wenn er die Wittwe Damm heirathete, Meiſter und Inhaber eines großen, gut gehenden Geſchäfts, das ihm nicht nur ein behagliches, angenehmes Leben, ſondern auch Anſehen in der Stadt ver-

ſchaffte. Wenn Zander daran dachte, was aus dem Geſchäft zu machen ſei, und wie er erſt wirthſchaften würde, wenn es in ſeine eigene Taſche ging, überlief es ihn ganz heiß. Er war aber ein ehrlicher Burſche, der nicht im erſten Anſturm der Verſuchung erlag; und ſo geſtand er denn der Wittwe Damm, daß er ein Verhältniß mit ihrer Nichte habe, und erbat ſich drei Tage Bedenkzeit.

Die Wittwe Damm bewilligte dieſe Bedenkzeit und ſchien es ganz in der Ordnung zu finden, daß ſich Zander erſt die Sache überlegte. Kaum war er aber hinaus, ſo ließ ſie ihre Nichte Eva kommen und machte ihr die ſchwerſten Vorwürfe, ſchlug ſie ſogar und befahl ihr ſchließlich, ſich bei Zeiten nach einer anderen Unterkunft umzuſehen.

— — — — — — — — — — — — —

Die nächſten drei Tage ging Wilhelm Zander in tiefem Sinnen im Hauſe umher. Einerſeits winkte ihm Behaglichkeit, Anſehen und eine geſicherte Zukunft, allerdings an der Seite einer älteren Frau, für die er keine Neigung empfand; andererſeits liebte er Eva und fühlte wohl, wie gemein es ſein würde, ihr die Treue zu brechen und ſie aufzugeben, um die reiche Tante zu heirathen. Er verſuchte wiederholt mit Eva eine Unterredung herbeizuführen, aber dieſe wich ihm aus. Sie mußte wiſſen, was bevorſtand, und ihr Stolz verbot ihr wahrſcheinlich, den Geliebten zu beeinfluſſen.

Als es am dritten Tage Zander endlich gelang, Eva den Weg zu vertreten und ſie um eine Unterredung zu bitten, drehte ſie ihm den Rücken und erklärte ihm, ſie habe mit ihm, einem ehrloſen und ungetreuen Menſchen, nichts mehr zu thun.

Darüber ergrimmte Wilhelm Zander, der allerdings im Innerſten ſeines Herzens wohl wußte, daß er bereits einen Treubruch begangen hatte, und daß die Vollendung

dieſes Treubruchs nahe bevorſtand, aber gerade, weil er mit ſich ſelbſt uneins war, weil er ſich vor ſich ſelbſt ſchämte, glaubte er durch Zorn und Groll ſich Genüge leiſten zu können, und ſo beſchloß er, die Feindſeligkeit Eva's zu beſtrafen, indem er die Hand der Wittwe Damm annahm.

In ſeinem beſten Sonntagsſtaat begab er ſich am Abend des dritten Tages in das Zimmer der Wittwe Damm und brachte jetzt mit wohlgeſetzten Worten, wie es Brauch war, ſeinen Heirathsantrag vor. Die Wittwe Damm lächelte verſchämt, gab Wilhelm Zander einen Kuß zur Beſiegelung des Verlöbniſſes und ſtellte ihn bereits beim Abendbrod den Hausgenoſſen als ihren Verlobten vor. Das gab eine große Ueberraſchung, die noch ſtieg, als am nächſten Tage Eva aus dem Hauſe der Tante verſchwunden war.

Zwei Tage ſpäter ſchrieb eine Frau v. Schulenburg, daß Eva als Kammerjungfer in ihren Dienſt getreten ſei und mit ihr die Reiſe nach Breslau antrete. Wahrſcheinlich war Wilhelm Zander ebenſo wie ſeine Braut, die Wittwe Damm, froh, Eva losgeworden zu ſein.

Die Verkündigung in der Kirche erfolgte, und der Hochzeitstag war beſtimmt. Wilhelm Zander trat jetzt ſchon als Herr im Hauſe auf und lebte nicht mehr wie ein Angeſtellter, ſondern wie der Inhaber des Geſchäfts.

Acht Tage vor der Hochzeit hatte er an die Regimenter in Potsdam eine große Beſtellung von Patronentaſchenriemen und Degengehängen abzuliefern. Die Vorräthe wurden auf mehrere Wagen gepackt, und Zander begleitete den Transport ſelbſt nach Potsdam. Er lieferte hier bei den verſchiedenen Regimentern die Waare ab und ſchickte dann die Wagen nach Hauſe, er ſelbſt mußte wegen der Abrechnung noch bis zum nächſten Tage in Potsdam bleiben.

Um ſich die Zeit zu vertreiben, hielt er mit den Feld-

webeln, welche ihm die Waare abgenommen und ihm die Anweisungen auf die Kassen ausstellten, am Abend ein kleines Gelage ab. Er war jetzt berechtigt, Geld auszugeben und als selbstständiger Mann aufzutreten; er konnte sich schon als Meister und Bürger von Berlin betrachten, und so trank er mehr als er vertragen konnte.

Als er am nächsten Morgen mit schwerem Kopf erwachte, befand er sich zu seinem Erstaunen auf der Wache des Grävenitz'schen Regiments, des ältesten Regiments im preußischen Heere. Er erfuhr hier, daß er im Rausch mit einer Patrouille des Regiments, der er Nachts begegnet war, Streit bekommen und sich an den Soldaten thätlich vergriffen habe. Es war ihm gelungen, in der Berserkerwuth des Rausches einem Soldaten das Gewehr zu entreißen und diesen damit schwer zu verwunden. Auf einem solchen Verbrechen stand der Galgen nach damaligem Recht, und Friedrich Wilhelm I. verstand in solchen Dingen keinen Spaß. Zander war verloren und ergab sich in sein Schicksal.

Da man ihn aber bei den Regimentern in Potsdam kannte, und es ihm an Gönnern auch unter den höheren Offizieren nicht fehlte, beschloß man, ihm zu helfen, und machte ihm den Vorschlag, er solle selbst im Regiment v. Grävenitz Dienste nehmen, um sich so allen Weiterungen zu entziehen. Wilhelm Zander war ein stattlicher Mann und man suchte schon längst für das Regiment einen tüchtigen Riemer und Sattler. Wohl schwankte Zander noch einige Zeit, bis er sich entschloß, Handgeld zu nehmen. Aber auf der anderen Seite drohte ihm der Galgen, und die Zeit drängte; sobald erst der König von dem Vorfall etwas erfahren hatte, gab es keine Gnade mehr.

Die Wittwe Damm in der Breiten Straße in Berlin erhielt also am nächsten Tage die Mittheilung, daß ihr Bräutigam nicht mehr zurückkehren werde, da er als

Rekrut in das Grävenitz'sche Regiment in Potsdam eingetreten sei. Vergeblich waren ihre Versuche, den Bräutigam zu befreien; Zander hatte Handgeld genommen und wurde in den ersten Monaten seiner Dienstzeit auf das Strengste bewacht, damit er nicht desertire. An eine Heirath mit der Wittwe Damm war nicht mehr zu denken.

Die heirathslustige Wittwe grämte sich noch einige Zeit, dann heirathete sie einen älteren Sattlermeister aus der Berliner Zunft, gerade zu der Zeit, als Friedrich Wilhelm I. starb und Friedrich II. zur Regierung kam.

Wilhelm Zander fügte sich in sein Schicksal. Er wußte wohl, daß dieses nur die schändlich verlassene Eva Köhling an ihm gerächt hatte. Wie ein Trugbild zerronnen war die schöne Zukunft, von der er geträumt hatte. Es blieb ihm jetzt nichts weiter übrig, als Zeit seines Lebens Soldat zu sein, bis er im Felde oder im Invalidenhause starb.

2.

Im Jahre 1740 hatte Friedrich II. den ersten schlesischen Krieg begonnen. Ueber die Art und Weise, wie er diesen ersten Feldzug führte, machte er sich später selbst in seinen Werken lustig. Mit Ausnahme des Fürsten von Dessau, des „Alten Dessauers", und des Grafen Schwerin verstand kein Offizier im preußischen Heere etwas vom Kriege. Die Soldaten waren gut gedrillt, aber nicht an den Kriegsdienst gewöhnt. Allerdings machten die Feinde des Königs fast ebenso viele Fehler in diesem Feldzug, wie er. Der österreichische Oberkommandeur Graf Neipperg zog zwecklos mit seinem Heere in Schlesien hin und her und wagte keinen entscheidenden Schlag. Mehr als einmal hatten beide Gegner Gelegenheit zu Ueberfällen, aber immer wieder wurde der richtige Moment verabsäumt.

Nur durch einen Zufall gewann Friedrich II. die

Schlacht bei Mollwitz. Als er mit seinem Heere vor Mollwitz und den anderen Dörfern, in denen Neipperg mit seiner Armee lag, am 10. April 1741 erschien, sah er keinen Feind vor sich, da die Oesterreicher von seinem Herannahen nichts wußten. Anstatt nun den ahnungslosen Feind zu überfallen, stellte der König erst sein Heer in Schlachtordnung auf und beging dann noch während des Treffens so viele Fehler, daß nur die noch größeren Neipperg's ihn vor einer vollständigen Niederlage bewahrten. Ein nachdrücklicher Angriff des Grafen Schwerin und die unerschütterliche Ausdauer der preußischen Infanterie sicherte dem König einen Sieg, an dem er zuerst selbst zweifelte.

Vom nächsten Tage an wurde Brieg, welches in unmittelbarer Nähe von Mollwitz liegt, von der Armee des Königs eingeschlossen, und man richtete sich auf eine Belagerung der Festung ein, deren Besitz Friedrich als Stützpunkt für seine jetzige Stellung bedurfte. Denn wenn auch Graf Neipperg abmarschirt war, so bedrohte doch der österreichische General Lentulus mit seiner Kavallerie den König in seiner Stellung in Mittelschlesien.

Der König hatte Quartier in dem eroberten Mollwitz genommen, wo eines der stehen gebliebenen Bauernhäuser für ihn eingerichtet worden war. Der General v. Rothenburg, der damalige Berather des jungen Feldherrn, war mit dem König allein in dem Zimmer und hatte ihm soeben, wie es schien, einen wichtigen Vortrag gehalten.

„Wenn der Mann sicher ist," sagte der König in französischer Sprache, „so wollen wir ihn nach Brieg hineinschicken. Wer ist es, der sich für die Sendung eignet?"

„Ein Unteroffizier von dem Grävenitz'schen Regiment ist mir empfohlen worden. Ich habe mit dem Mann gesprochen, und er scheint sehr anstellig und geschickt zu sein.

Er will in der Verkleidung eines Mönches nach Brieg hineingehen und dem Kommandanten den Brief überbringen. Dieser Unteroffizier ist auf seiner Wanderschaft in einem Orte gewesen, wo sich ein Mönchskloster befand, und hat hier die Gebräuche der Mönche auf das Genaueste kennen gelernt. Euer Majestät wissen, daß wiederholt im jetzigen Feldzuge Geistliche und Mönche den Oesterreichern wichtige Dienste geleistet haben, da die Geistlichkeit Euer Majestät noch nicht gehuldigt hat. In einer solchen Verkleidung wird der Mann also am leichtesten in die Festung gelangen."

„Gut, lassen Sie den Mann kommen! Ich will ihn selbst sprechen." —

Eine Stunde später stand der Unteroffizier Zander vom Grävenitz'schen Regiment vor dem König.

„Sein Kopf steht auf dem Spiel," sagte Friedrich, „das weiß Er wohl selbst. Wenn die Feinde entdecken, daß Er ein preußischer Spion ist, so wird Er gehängt. Also überlege Er sich die Sache noch einmal. Er bekommt einen Chiffrebrief, den Ihm der General v. Rothenburg geben wird, und diesen überbringt Er dem General Fürsten Piccolomini, dem Kommandeur von Brieg. In diesem Brief wird dem General angeblich von den Oesterreichern mitgetheilt, daß ein Entsatzheer sich der Festung nähere. Sage Er dem Fürsten Piccolomini außerdem, daß bei uns im Lager wenig Geschütz vorhanden sei, daß es uns an Proviant mangele, und daß die Soldaten durch die strenge Kälte, die noch jetzt, Ende April, eingetreten ist, sehr entmuthigt seien. Mache Er ihn so sicher, als möglich, damit der Fürst glaubt, er habe sich von uns keines Ueberfalls zu versehen. Außerdem aber ist Seine Hauptaufgabe, sich die Festung im Inneren genau anzusehen und zu erforschen, wo sich ein schwacher Punkt für den Angriff findet. Versteht Er etwas vom Festungsbau?"

„Soviel ich als Unteroffizier während meiner Dienstzeit gelernt habe. Außerdem war ich mehrere Jahre in der Festung Magdeburg und habe mir diese wohl angesehen. Damals ging ich viel auf den Wällen spazieren und wurde so mit den Einrichtungen der Festung vertraut."

„Um so besser, dann wird es Ihm leicht werden, die Schwächen der Festung auszukundschaften. Sehe Er zu, daß Er eine Stelle herausfindet, wo man mit Leitern den Wall ersteigen kann. Wenn Er Alles gut ausführt und glücklich zurückkommt, will ich Ihm eine Kompagnie geben."*)

Zander trat fast erschreckt zurück. Zum Hauptmann wollte ihn der König machen! Das war ein so ungeheuerliches Avancement, daß es schier unglaublich erschien.

In späterer Zeit war Friedrich der Große bekanntlich karg mit Belohnungen für seine Offiziere und Soldaten. Daß er jetzt dem Unteroffizier sofort eine Kompagnie für den Fall des Gelingens anbot, beweist, welch' ein Neuling der König damals in der Kriegführung und auch in Betreff der Belohnung von Leistungen war. Ferner beweist diese in Aussicht gestellte Belohnung, wie viel dem König daran lag, Brieg so rasch als möglich in seine Hände zu bekommen.

Zander versprach, den Auftrag gut ausführen zu wollen. Er war wie betäubt und wußte gar nicht, wie er aus dem Zimmer kam. Eine Kompagnie sollte er erhalten! Wenn man heute einem Unteroffizier in Aussicht stellte, daß er binnen wenigen Tagen kommandirender General sein würde, so entspräche das ungefähr der Belohnung, die dem Unteroffizier Zander in Aussicht stand. Ein Hauptmann damaliger Zeit hatte nicht nur eine außerordentlich angesehene gesellschaftliche Stellung, sondern auch die ganze

*) Historisch.

Oekonomie der Kompagnie und ſtellte ſich auf fünf- bis ſechstauſend Thaler jährliche Einnahme in Kriegszeiten, für damalige Zeit eine koloſſale Summe.

Der Auftrag des Königs war allerdings ſehr gefährlich. Der Tod am Galgen harrte ſeiner, ſowie man in Brieg nur den geringſten Verdacht gegen ihn bekam. Andererſeits aber war die Belohnung für den Fall des Gelingens eine ſo große, daß Zander kaum den Augenblick erwarten konnte, in dem er ſeine Sendung antreten durfte.

Er ließ ſich das Geſicht raſieren, das Haar ſchneiden, wie es Mönche trugen, und eine Tonſur ſcheeren. Das Ordenskleid eines Ciſterzienſers hatte er von dem Pfarrer von Mollwitz entliehen, und als der Abend hereinbrach, ſchlich er ſich an die Feſtung heran und verſuchte, über den noch gefrorenen Wallgraben zu kommen. Ein Schuß wurde auf ihn abgegeben, der nicht traf. Er rief dem Poſten zu: „Gut Oeſterreich! Ich bringe eine wichtige Nachricht.“

Durch den Schuß des Soldaten war die Wache alarmirt worden, und eine Patrouille kam auf das Glacis der Feſtung, um ſich den Einlaß Begehrenden näher anzuſehen. Der Korporal prüfte den Brief, der für den Kommandanten beſtimmt war, und führte dann den Mönch in die Feſtung. Noch in ſpäter Abendſtunde wurde der Spion vor den Kommandanten von Brieg, den Fürſten Piccolomini, gebracht, der ein außerordentlich liebenswürdiger und harmloſer Herr geweſen ſein muß.

Zander that ſehr erſchöpft; war er doch nach ſeiner Angabe mehrere Tage mit dem Briefe unterwegs geweſen und nur unter den größten Gefahren durch die Linie der Preußen gekommen. Er konnte aber doch erzählen, wie es im Lager der Preußen ausſah, wo er ſich angeblich einige Tage aufgehalten hatte, und der Kommandant war außer-

„Sie werden es nicht wagen, die Feſtung anzugreifen," erklärte er. „Sie ſind muthlos und haben kein ſchweres Geſchütz. Wollen ſie aber ſtürmen, ſo ſollen ſie nur kommen! Ich werde Ihnen, ehrwürdiger Vater, morgen zeigen, welche Vorkehrungen ich gegen einen Sturm getroffen habe. Ueberall auf den Wällen hängen Walzen an Stricken; dieſe kann man durchhauen und die Walzen auf die Stürmenden herunterrollen laſſen. Sie ſollen nur kommen! An der Feſtung Brieg ſoll ſich der junge Preußenkönig den Schädel einrennen! Wenn das Entſatzheer naht, mache ich einen Ausfall aus der Feſtung, und der Feind kommt zwiſchen zwei Feuer. Doch nun, ehrwürdiger Vater, wollen wir an das Eſſen gehen. Da kommt Erquickung für Euch."

Die Thüre öffnete ſich, und zwei weibliche Perſonen brachten eine große Anzahl von Gerichten herein. Der verkleidete Mönch erſchrak nicht wenig, als er in einer der Dienerinnen Eva Köhling erkannte.

Auch das Mädchen erkannte trotz der Verkleidung den treuloſen Geliebten ſofort, denn ſie ſtieß einen leiſen Schrei aus und ließ faſt die Schüſſel, die ſie in den Händen trug, zu Boden fallen. Im nächſten Augenblick aber faßte ſie ſich, und Zander ſah den Blick des Zornes und des Haſſes ſehr wohl in ihren Augen. Er las eine ſtumme, aber um ſo fürchterlichere Drohung aus dieſem Blick, denn Eva Köhling vermuthete ohne Zweifel ſofort, daß er ſeine Verkleidung nur angelegt hatte, um den Spion zu machen.

In der Hand des Weibes, das er auf das Tiefſte gekränkt und beleidigt hatte, lag alſo jetzt ſein Schickſal! Dieſer Gedanke fuhr Zander blitzſchnell durch den Kopf. Noch einmal ſuchte er einen Blick Eva's zu erhaſchen, als ſie das Zimmer verließ, und wieder ſah er den zornigen, drohenden Ausdruck in ihren Augen. Kein Zweifel, er war verloren!

„Nun, greift zu, ehrwürdiger Vater!“ bat Fürst Piccolomini. „Begnüget Euch mit dem geringen Mahle, das ich Euch hier bieten kann. Aber meine Nichte, Frau v. Schulenburg, ist schon zur Ruhe gegangen, und so haben wir nicht mehr, als was die Dienerinnen herstellen konnten. Dafür sollt Ihr morgen entschädigt werden!“

„Ich hatte eigentlich die Absicht, sofort wieder aufzubrechen,“ versetzte Zander, „ich wollte noch heute durch die preußischen Vorposten zu kommen suchen. Mein Auftrag an Eure Durchlaucht ist erfüllt, ich möchte dem Grafen Neipperg die Nachricht davon bringen. Ich glaube, er erwartet sie sehnlichst.“

„Nichts davon, ehrwürdiger Vater! Ich wäre ja ein Barbar, wollte ich dulden, daß Ihr in diesem Zustande der Erschöpfung sofort den gefährlichen Rückweg antretet. Nein, Ihr bleibt bis morgen Abend. Schlaft aus und sammelt erst Kräfte für die Beschwerden, die Euch bevorstehen. Ihr habt mir den Brief des Grafen Neipperg gebracht, und das ist die Hauptsache! Morgen will ich Euch noch die Festungswerke zeigen, damit Ihr dem Grafen von meinen Vertheidigungsmaßregeln Mittheilung machen könnt. — Jetzt aber greift zu! Ihr seid mein Gast bis morgen Abend.“

Es gab also kein Entrinnen! Zander saß in der Falle und war seiner ehemaligen Geliebten und jetzigen Todfeindin auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

3.

Eine böse, schlaflose Nacht verbrachte der angebliche Mönch als Gast im Hause des Kommandanten von Brieg. Ruhelos ging er im Zimmer auf und ab, und das Lager, das man für ihn bereitet, ließ er unberührt.

Sein erster Gedanke war die Flucht, aber er sah bald

ein, daß ihm die Möglichkeit dazu vollständig abgeschnitten war. Er kannte die Einrichtung des Hauses nicht, und wenn es ihm auch gelungen wäre, bis auf die Straße zu gelangen, so fiel er dort den Posten in die Hände, die er von seinem Fenster im ersten Stock des Hauses aus unten auf und ab gehen sah. Und wenn er selbst ihnen entging, wie kam er über den Wall und über den Graben, ohne sich dem sicheren Tode auszusetzen? Nein, an Flucht war nicht zu denken!

Was würde Eva thun? Sie mußte wissen, daß ihm der Tod am Galgen sicher war, wenn sie ihn verrieth. Aber hatte sie denn Veranlassung ihn zu schonen? Hatte er sie denn nicht verschmäht, ihre Liebe verrathen, ihre heiligsten Gefühle verletzt? War nicht ein Weib, das man so gekränkt hat, unter Umständen zu Allem fähig? Wußte er nicht, daß gerade verschmähte und gekränkte Liebe sich bei Frauen oft in den wildesten Haß umwandelt, in einen Haß, der kein Erbarmen und keine Grenzen kennt, der erst befriedigt ist, wenn der Gegenstand dieses Hasses der Vernichtung überliefert ist?

Doch nein! Eva war keine solche bösartige, rachsüchtige Natur, und die Zeit, die vergangen war seit jenem Vorfalle, hatte wohl auch ihren Groll gemildert!

Aber ihre drohenden Blicke? Wiesen die etwa auf Verzeihung, auf Vergessen hin?

Aber selbst wenn sie nichts Böses gegen ihn plante, so war doch ihre bloße Anwesenheit in diesem Hause schon eine große Gefahr für ihn. Mit einem Wort, mit einem Blick konnte sie verrathen, daß sie ihn kannte; eine unbedachte Aeußerung von ihr, eine Antwort auf eine Frage, die Jemand wegen dieser Bekanntschaft an sie richtete, konnte Alles verderben. Es schwindelte dem Unglücklichen vor all' den Möglichkeiten, denen sein Geschick in den nächsten Stunden anheimgestellt war.

Dann kamen ihm plötzlich andere, freundlichere und doch so bittere Gedanken.

Wie schön sie geworden war! Länger als zwei Jahre hatte Zander sie nicht gesehen. Ihre Gestalt war voller, ihr Auftreten sicherer geworden. Er hatte sie ja nie vergessen, er hatte voll Reue und Scham immer an sie gedacht. Er liebte sie noch immer, das wurde ihm jetzt wieder klar. Ach, wenn er nur die Möglichkeit gehabt hätte, mit ihr zu sprechen, nur ein paar Worte mit ihr zu wechseln, um sie aufzuklären, um sie um Verzeihung zu bitten, um ihr zu sagen, in welcher Gefahr er schwebe, um von ihr zu erfahren, ob sie denn unversöhnlich sei.

— — — — — — — — — — — —

Der Aprilmorgen tagte. Zander versuchte sich noch einmal über die Möglichkeit einer Flucht zu unterrichten, eine furchtbare Angst überfiel ihn, die noch wuchs, je näher der Tag zunahm, der so viele Gefahren für ihn in sich barg.

Sterben, den schimpflichen Tod am Galgen! Welch' eine Aussicht! Aber hier gab es kein Entrinnen. Er mußte mit Fassung dem Kommenden entgegengehen.

Der Diener des Generals kam und führte den vermeintlichen Mönch, dem er nach frommer Landessitte zuerst die Hand küßte, in das Zimmer, in welchem das Frühstück eingenommen werden sollte. Der Fürst und seine Nichte würden bald erscheinen, erklärte der Diener; dann bat er Zander Platz zu nehmen und ging hinaus. Der falsche Mönch betrachtete den reichgedeckten Frühstückstisch und dachte unwillkürlich daran, ob das nicht jetzt seine Henkersmahlzeit werden würde.

Da öffnete sich die Thür und herein trat, mit einer Kanne dampfender Chokolade in der Hand, Eva Köhling. Sie ging an den Tisch und setzte die Kanne nieder.

Zander war mit ihr allein im Zimmer. Jetzt oder

nie konnte er ſie ſprechen! Mit zwei Schritten ſtand er neben ihr.

„Eva," ſagte er, und ſeine Stimme zitterte vor Erregung. „Eva! Mein Leben iſt in Deiner Hand. Der Tod in ſchimpflichſter Geſtalt droht mir, wenn Du mich verräthſt. Ich habe Dich ſchwer gekränkt, aber auch Du biſt nicht ohne Schuld. Deine Heftigkeit hat mich gereizt. Doch ich will mich nicht entſchuldigen Es iſt wahr, der Wohlſtand verführte mich — ich wollte Dir die Treue brechen, aber ich habe ſchwer dafür gebüßt. Mein Leben, meine Zukunft iſt ſtatt einer glänzenden eine elende geworden. Das bedenke und verzeihe mir, Eva!"

Als verabſcheue ſie ſeine Nähe, ſo raſch trat ſie zurück. Stolz und zornig blickte ſie ihn an.

„Spar Er ſeine Worte! Er war ein Lügner und Heuchler zu jeder Zeit, ich habe Gelegenheit gehabt mich davon zu überzeugen. Glaube Er nur ja nicht, daß es Seinen glatten Worten gelingt, mich noch einmal zu betrügen. Er kommt in dieſes Haus mit feindlichen Abſichten. In dieſem Hauſe habe ich eine zweite Heimath gefunden, in dieſem Hauſe habe ich nur Gutes genoſſen, ich darf meinen Gönnern nicht mit Undank lohnen. Ich kenne meine Pflicht!"

Damit wandte ſie ihm den Rücken und ging der Thüre zu.

Aber mit einem Sprunge war Zander an der Thür und vertrat ihr den Weg.

„Gut!" ſagte er in entſchloſſenem Tone. „Gut! Räche Dich! Ich werde ſterben, und hoffentlich iſt es bald vorüber. Aber mein Blut komme auf Dein Haupt. Sieh dann, ob Dein Gewiſſen Dich freiſpricht, die Mörderin deſſen geworden zu ſein, der Dich liebt!"

Sie wurde roth und blaß in einem Augenblick. „Der mich liebt?" ſtammelte ſie.

„Ja, der Dich liebt. Nie habe ich aufgehört Dich zu

heirathen und hätte nach Dir gesucht, um Dich an meinem Glücke theilnehmen zu lassen. Du aber denkst nur an Rache, Du —"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Fürst Piccolomini trat ein. Er blickte verwundert auf Eva und auf den Mönch, dessen Gesicht geröthet war, dessen Augen thränenfeucht schienen.

„Was geht hier vor?" fragte der Fürst.

Eva knixte. Sie faßte sich zuerst.

„Wir sind alte Bekannte, ich und der hochwürdige Vater!"

Zander erblaßte. Er erwartete, daß jetzt die Entdeckung erfolgen würde. Eva aber warf ihm nun einen Blick zu, in dem weder Haß noch Rache lag, und wartete die weiteren Fragen des Fürsten nicht ab, sondern ging aus dem Zimmer.

Piccolomini wollte den Mönch eben wegen der Bekanntschaft ausfragen, als Frau v. Schulenburg, die Nichte des Fürsten, eintrat. Zander wurde der schon älteren, sehr freundlichen Dame vorgestellt und von ihr mit aller Liebenswürdigkeit empfangen. Man setzte sich zu Tische, und nachdem die Dame die Tassen mit Chokolade gefüllt hatte, schlug sie auf die Tischglocke.

Eva trat wieder ein.

„Reiche das Gebäck vom Nebentisch!"

Eva befolgte den Befehl, ihre Anwesenheit aber schien den Fürsten wieder an den Vorgang von vorhin zu erinnern.

„Denke Dir," sagte er zu seiner Nichte, „der ehrwürdige Vater und unsere kleine Eva kennen sich von früher her!"

„Welch' ein Zufall! Du sagtest mir noch nichts davon, Eva!"

„Ich wollte der gnädigen Frau später ausführliche Mittheilungen machen!"

„Thue das, mein Kind! Du kannſt jetzt gehen!“

Eva verließ das Zimmer, und die Kataſtrophe, deren Hereinbrechen Zander jeden Augenblick erwartet hatte, war wieder abgelenkt.

Aber auf wie lange? Eva wollte der Dame wahrſcheinlich Alles enthüllen, und es war ihr nur peinlich, dies in Gegenwart des Mannes zu thun, deſſen Todesurtheil ſie damit ausſprach.

„Wir wollen nun die Feſtungswerke beſichtigen, ehrwürdiger Vater!“ mahnte der Fürſt, nachdem das Frühſtück beendet war. „Du, liebe Adelheid, kannſt Dir unterdeß von Eva Näheres über unſeren Gaſt erzählen laſſen. Sorge, bitte, für eine gute Mahlzeit, wenn wir zurückkehren!“

Einige Minuten ſpäter ſchritt Zander mit dem Kommandanten von Brieg durch die Straßen nach den Wällen, um ſich die Vertheidigungsanſtalten unter der Führung des Generals anzuſehen. Der alte Herr war jedenfalls ein ſehr gutmüthiger, aber auch ein ſehr unvorſichtiger Mann, und daß er dem Mönch, den er gar nicht kannte, ſelbſt ſeine ganzen Vertheidigungsanſtalten zeigte, will Einem faſt nicht in den Kopf, aber die Thatſache iſt vollauf beſtätigt.

Dieſe Vertrauensſeligkeit des alten Herrn erleichterte dem Spion ſeine Aufgabe natürlich ungemein. Unter anderen Verhältniſſen wäre er auch recht erfreut darüber geweſen, jetzt aber hatte er kaum Auge und Ohr für das, was ihm Piccolomini zeigte. Gewaltſam mußte er ſich aufraffen, um ſeinen Auftrag nicht aus den Augen zu verlieren.

Aber was nützte es ihm, daß er alle Schwächen der Feſtung kennen lernte? In einigen Stunden wurde er wahrſcheinlich gehängt, und zwar dem alten Gebrauch gemäß an einem Galgen, der auf dem Walle, nach dem feind-

lichen Lager zu, errichtet war, damit der Feind sehe, daß seine Spionage mißglückt sei. Allerlei verzweifelte Pläne gingen durch Zander's Kopf, während er den Erklärungen des Generals lauschte.

Wenn er mit einem Satz vom Wall in den Graben hinunterſprang und an das andere Ufer zu kommen suchte, wenn er sich mit der Kraft der Verzweiflung über die Palissaden schwang, ob er dann vielleicht entkam? Und wenn ihn auch die aufmerksam gewordenen Posten auf den Ruf des Generals hin erschossen, war das nicht besser als der Tod am Galgen?

4.

Frau v. Schulenburg kümmerte sich nach der Sitte der damaligen Zeit selbst um den Haushalt und die Küche. Heute galt es, Ehre einzulegen, es war ein Gast im Hause.

Frau v. Schulenburg hatte aber doch noch während ihrer Beschäftigung Zeit, um mit Eva zu plaudern, die bei ihr fast die Stelle einer jüngeren Freundin und nicht einer Dienerin inne hatte. Die Dame hatte es nicht zu bereuen, daß sie bei ihrer damaligen Anwesenheit in Berlin Eva zu sich genommen hatte. Sie war mit ihr nach Breslau gegangen und hatte dort gelebt bis der Krieg kam. Frau v. Schulenburg erinnerte sich alsdann, daß der Fürst Piccolomini, ihr Onkel mütterlicherseits, Kommandant von Brieg sei und flüchtete zu ihm, um in seiner Nähe Schutz gegen die Unbilden des so unerwartet eingetretenen Krieges zu finden.

Die Vorbereitungen zum Mahle nahmen die Dame so in Anspruch, daß sie durch die Rückkehr des Generals und seines Gastes überrascht wurde. Der General ging nach seinem Arbeitszimmer, der Mönch nach dem Gastzimmer, das man ihm eingeräumt hatte. . . .

Zander saß dort am Tisch, den Kopf in die Hand ge-

ſtützt und wartete auf den Augenblick, in welchem die herbeigerufene Wache in das Zimmer treten würde, um ihn zu verhaften.

Die Flucht war unmöglich geworden, er hatte zu lange gezögert, den verzweifelten Sprung zu wagen. Als er ihn endlich ausführen wollte, wendete ſich der General der zweiten Vertheidigungslinie zu, und von hier aus war an ein Entwiſchen nicht zu denken.

Schritte tönten draußen auf dem Gange. Es wurde an die Thür geklopft.

Auf den Ruf Zander's trat Eva ein.

Sie ſchloß die Thür und trat auf den überraſchten Mann zu.

„Ich konnte nicht," ſagte ſie halblaut und mit zu Boden geſchlagenem Blicke, „ich konnte nicht den Mann einem ſchimpflichen Tode überliefern, den ich einſt geliebt habe. Aber ſchwöre mir, daß den Leuten hier im Hauſe kein Unglück geſchieht durch mein Schweigen."

„Ich ſchwöre es Dir, Eva. Mit Frauen und Civiliſten führen die Preußen keinen Krieg."

„Nicht ſo laut, man kann uns hören. Hier auf dieſen Zettel habe ich aufgeſchrieben, was ich der gnädigen Frau über unſere frühere Bekanntſchaft erzählt habe. Lies Dir das durch, damit Du Dich nicht verräthſt."

Zander nahm den Zettel und ergriff ihre Hand.

„Du haſt mir das Leben geſchenkt, Eva, dieſes Leben hat keinen Werth für mich, wenn Du mir nicht ſagſt, daß Du mir verzeihen kannſt — daß Du mich noch liebſt."

Eva ſchien einen Augenblick mit ſich zu kämpfen. Ihr Blick war auf den Boden geheftet.

„Ich verzeihe Dir! Ich — ich haſſe Dich nicht! Im Speiſezimmer erwartet man den Gaſt."

Im nächſten Augenblick war ſie verſchwunden.

Zander entfaltete mechaniſch den Zettel und las. Eva

hatte angegeben, sie habe ihn in Westfalen kennen gelernt, als er noch ein Klosterschüler war. Ihre Eltern hätten damals in Westfalen, in Münster, gelebt.

Eva hatte ihn gerettet, sie hatte ihm verziehen. Dann liebte sie ihn auch noch! Er hätte aufjubeln mögen vor Freude!

Aber er mußte sein Gesicht in ernste Falten legen und zum Fürsten eilen, wo man ihn erwartete. . . .

Am Abend brachte der General Piccolomini seinen Gast selbst bis auf das Glacis, damit er sich in der Dunkelheit durch die preußischen Vorposten schleiche. Eva hatte Zander nicht wieder gesehen.

Er verabschiedete sich von dem General und verschwand bald in der Dunkelheit. Eine Stunde später stand er in dem Mollwitzer Bauernhause wieder vor dem Preußenkönige.

— — — — — — — — — — — —

„Die Ueberraschung der Festung Brieg," so erzählt ein Augenzeuge dieser Begebenheiten,*) „geschah mit fünf Bataillonen von den Grävenitz'schen, Finkenstein'schen und Glasenapp'schen Infanterieregimentern. Das ganze Belagerungskorps mußte Abends nach zehn Uhr (es war in der Nacht zum 4. Mai 1741) in aller Stille in das Gewehr treten. Die Laufgräben und Batterien wurden stark besetzt, damit, wenn der Sturm mißlänge, der Feind keinen schädlichen Ausfall thun könne. Bei Lebensstrafe durfte Niemand Tabak rauchen oder laut sprechen, und die Wachtfeuer wurden wie gewöhnlich unterhalten, damit der Feind keine Veränderung im Lager bemerke. Jedes der fünf Bataillone bekam eine Anzahl von neuen starken Sturmleitern. Zum Tragen und schnellen Ansetzen einer jeden Leiter waren drei Mann kommandirt.

*) Vergleiche „Offizierslesebuch vom Jahre 1793".

Mit dem Schlage elf Uhr wurden die meisten Leitern da an den Wall angelegt, wo keine Walzen waren. Mit unglaublicher Geschwindigkeit stiegen je drei Mann die Leitern hinauf. Die beiden ersten waren Fürst Leopold von Dessau und — Zander. Jeder stieg auf den dicht nebeneinander stehenden Leitern in die Höhe und rasch und still folgten die Freiwilligen, die das Gewehr über die Schultern gehängt hatten.*) Sobald sie auf dem Wall standen, warfen sie das Gewehr herum, steckten das Bajonnet auf, stießen die auf dem Wall stehenden Wachen nieder, eilten nach den von Zander gezeigten Wachthäusern und Batterieplätzen und nahmen die ganze Mannschaft gefangen, bevor die Garnison noch auf die Lärmplätze kommen konnte."

Die Ueberrumpelung Briegs glückte ohne alle Verluste. Die Besatzung erhielt sehr günstige Kapitulationsbedingungen. Die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen.

Fürst Piccolomini mit seiner Nichte verließ schon am nächsten Tage die Stadt, um sich auf seine Güter in Böhmen zu begeben.

Eva blieb in Brieg und zwar als die Verlobte Zander's, an dessen Liebe sie jetzt, als er seine Werbung wiederholte, doch glaubte.

Ueber das fernere Schicksal des Paares meldet der oben erwähnte Zeitgenosse:

„Der König gab dem Unteroffizier Zander eine Kompagnie bei dem in Breslau stehenden Garnisonregiment. Da aber eingeschobene Offiziere immer einen schweren Stand haben, so wurde er von den übrigen Offizieren um so ungebührlicher behandelt, da er aus dem niederen Stande schnell zum Hauptmann erhoben war. Zwar nahm sich der alte Fürst von Dessau seiner an, auch der König

*) Siehe das Titelbild.

gab ihm ſtets Merkmale ſeiner Huld, demohngeachtet ſah er ſich endlich genöthigt, ſeine Entlaſſung zu fordern.

Der König genehmigte ſeine Bitte, gab ihm zweihundert Thaler Penſion, nebſt anderen Emolumenten und freier Wohnung auf der Citadelle zu Magdeburg, wo er in einem hohen Alter 1792 ruhig geſtorben iſt."

Der Diamant des Levantiners.

Erzählung aus dem Orient. Von **H. Rosenthal-Bonin.**

---

1. (Nachdruck verboten.)

Ich saß an einem schönen Maimorgen des Jahres 1864 in meinem Zimmer in Pera, dem europäischen Viertel Konstantinopels, am Fenster und schaute über die blauen Fluthen des Goldenen Horns, auf dem es von schnell dahinschießenden Dampfbarkassen, breiten, langsam fahrenden Kohlenkähnen, flinken schmalen Ruderbooten (Kaiks), buntbedachten Gondeln und kleinen Segelschiffen mit braunrother Leinwand wimmelte, zu dem emporsteigenden, weißschimmernden Häusergewirr des jenseitigen Ufers hinüber und plante, da der Tag luftig war, einen Ausflug nach einer der schön liegenden stillen Ortschaften am Bosporus.

Ich war bei der preußischen Gesandtschaft angestellt, hatte aber jetzt zwei Monate Ferien, die ich jedoch nicht zur Reise in die Heimath benutzen konnte, weil ich aus verschiedenen Gründen schlecht bei Kasse war. Ein derartiger erzwungener Aufenthalt ist in der warmen Jahreszeit in der Hauptstadt des osmanischen Reiches recht langweilig, da gewöhnlich alle Bekannten fort sind. Ich schlug daher ziemlich mißmuthig meine Zeit todt, so gut ich konnte, das heißt ich aß reichlich, schlief viel, ging in's Café

und verschaffte mir frische Luft durch Fahrten auf den Küstendampfern des Bosporus und des Goldenen Horns.

So dachte ich auch heute den Tag hinzubringen. Da meldete mir mein armenischer Diener, daß ein Herr mich zu sprechen wünsche.

„Name — Karte?“ frug ich.

„Will der Herr nicht geben,“ antwortete der Diener.

„So kann ich ihn nicht empfangen.“

„Ist ein feiner Herr, Levantiner — große goldene Uhrenkette. Sagte der Herr, er kenne den Gnädigen und der Gnädige kennen auch ihn,“ berichtete der Armenier in seinem schönsten Deutsch, das er in Warschau gelernt hatte.

„Nun, so laß ihn ein, bleibe aber bei der Thür im Vorzimmer,“ entschied ich.

Wenige Augenblicke später trat der steinreiche levantinische Bankier Ephraisi in mein Zimmer. Zu einer großen Abendgesellschaft, wie solche in jedem Winter der Bankier gab, war mit dem Gesandtschaftspersonal auch ich eingeladen gewesen. Der reiche Herr hatte nach scharfen Blicken in mein Gesicht und sorgfältiger Musterung meiner ganzen Erscheinung mich einiger Worte gewürdigt und des Ferneren noch im Laufe des Abends mich ein bischen aufmerksam behandelt. Seitdem — das waren jetzt vier Monate her — hatten wir uns nur flüchtig auf der Straße gesehen und höflich gegrüßt. Herr Ephraisi schien mir heute weniger zuversichtlich und selbstbewußt aufzutreten, als sonst, und es kam mir vor, als sähe er gelber aus, als liege in seinen unruhigen schwarzen Vogelaugen ein ängstlicher Ausdruck.

„Was verschafft mir die Ehre, Herr Baron?“ fragte ich den Kröfus.

„Sind wir allein, unbehorcht?“ forschte der Bankier, sich nach der Thür, durch welche er eingetreten war, umschauend.

Ich öffnete die Thür und gab meinem Diener die Weisung, bis ich ihn riefe, im Vorzimmer auf mich zu warten.

„Man hat mir gesagt," begann jetzt der Bankier, „daß Sie früher Kriminalbeamter gewesen seien und in besonderen Geschäften der Gesandtschaft nach dieser Richtung hin sich als sehr geschickt erwiesen hätten. Ich benöthige eines Mannes von Scharfsinn und Erfahrungen, eines Mannes von Stand und Verschwiegenheit, und deshalb habe ich mich entschlossen, in einer Vertrauenssache mich an Sie zu wenden, mein Herr. Es ist selbstverständlich, daß die Vergütung für die Zeit und Mühe, welche Sie etwa in dieser Angelegenheit mir widmen wollen, Ihrer Stellung entsprechen würde."

„Womit kann ich Ihnen also dienen, Herr Baron?" entgegnete ich darauf, ein wenig unbehaglich, weil mir bekannt war, daß Herr Ephraisi bisweilen bedenkliche Geschäfte machte, das will sagen — hohen Herrn europäischer Abkunft Geld zu hohen Zinsen lieh. Ob der reiche Mann jetzt in einen derartigen Handel verwickelt war und fürchtete, eine ordentliche Schlappe zu erleiden?

Ephraisi's scharfe Augen hatten eine Sekunde blitzartig mein Gesicht gestreift. Der kluge Geschäftsmann schien meinen Gedankengang errathen zu haben.

„Die Angelegenheit betrifft meinen Sohn," sagte er, um meine aufsteigende Besorgniß sofort niederzuschlagen, und bei diesen Worten athmete er schwer und beklommen auf. „Mein Sohn ist nämlich seit vier Wochen spurlos verschwunden."

„Verschwunden? Hier in Konstantinopel?" fiel ich einigermaßen verwundert ein.

„Nein, in Kairo. — Bitte, lassen Sie sich den Hergang erzählen, verehrter Herr. Ich war in den Besitz eines kost-

baren, seltenen Brillanten gelangt, den ich dem Khedive*) zum Kauf anbieten wollte. Der Edelstein hat einen Werth von etwa dreihunderttausend Franken, es ist ein rosa Brillant. Ich sandte meinen Sohn mit dem Stein nach Kairo. Er ist sonst ein höchst zuverlässiger, solider, vorsichtiger junger Mann. Ich erhielt die Nachricht von ihm, daß er wohlbehalten in Kairo angelangt und im Hotel Shepheard abgestiegen sei, darauf nach fünf Tagen noch einen Brief, welcher mich davon in Kenntniß setzte, daß er meinen Brief an Saref Pascha abgegeben habe — es ist dies eine einflußreiche Persönlichkeit am Hofe des Khedive — und von dem Pascha außerordentlich liebenswürdig empfangen worden sei; der Pascha habe ihm versichert, daß er zweifellos in wenigen Tagen zur Audienz vorgelassen werden würde.

Von da an blieben alle Nachrichten von meinem Sohn aus und meine Depeschen und Briefe unbeantwortet. Ich schrieb an den Besitzer des Gasthofes; man berichtete mir, daß am achten Tage nach der Ankunft in Kairo mein Sohn eines Abends ausgegangen und seitdem nicht mehr in den Gasthof zurückgekommen sei; man sei selbst in großer Sorge, da der Herr seine Sachen so zurückgelassen hätte, als ob er nur einen Spaziergang habe unternehmen wollen. Man habe in der Stille nachgeforscht, jedoch nichts erfahren. Ich schrieb darauf an meinen Agenten in Kairo, einen ortskundigen, mit allen Verhältnissen vertrauten Mann. Dieser berichtete mir nach einer Woche, daß er trotz des eifrigsten Suchens auch nicht den geringsten Anhaltspunkt entdeckt habe, wohin mein Sohn sich begeben und wo er geblieben sein könne. Am Morgen des verhängnißvollen Tages habe er meinen Sohn noch gesprochen. — Ich eilte

*) Es war damit der kürzlich verstorbene Ismaïl Pascha gemeint, der damals noch auf der Höhe seines Glanzes in Kairo eine orientalisch-üppige, verschwenderische Hofhaltung führte.

daraufhin selbst nach Kairo, bin dort zehn Tage geblieben und habe alles Erdenkbare unternommen. Mein Josua ist jedoch gerade wie von der Erde verschlungen und mit ihm der Stein, den er, meinem Rathe folgend, stets bei sich getragen hat. Nun komme ich zu Ihnen, mein Herr, und bitte als unglücklicher, geängstigter, verzweifelter Vater um Ihre Hilfe."

Dabei wischte sich der Bankier die Thränen, welche über die gelben Wangen des schlaffen Gesichtes herabrollten, ab.

Der sichtbar schwere Kummer des alten Mannes, der hier so hilf- und rathlos vor mir stand, bewegte mich. Ich hatte sonst nicht gern mit Levantinern zu thun, und in meiner jetzigen Stellung bei der Gesandtschaft war die Uebernahme eines derartigen Privatauftrages auch mißlich. In diesem Falle kam jedoch außer dem Reichthum und Ansehen des Bankiers auch ein allgemein menschlicher Beweggrund dazu, und deshalb wies ich die Sache nicht kurz von der Hand.

„Gestatten Sie mir, Herr Baron, vorerst noch eine Frage," entgegnete ich. „Es gibt doch hier ansässige ausgezeichnete englische Detektivs, es sind in Kairo, wie mir bekannt, solche ebenfalls zu haben. Weshalb wenden Sie sich nicht an diese in steter Uebung befindlichen Männer? Weshalb kommen Sie gerade zu mir, der diesen Beruf ja eigentlich aufgegeben hat?"

„Ich habe vier Detektivs in Kairo mit der Sache betraut, aber es sind jetzt fast zwei Wochen vergangen, ohne daß die Herren das Geringste in der Unglückssache zu Tage gefördert hätten. Ich habe bei meiner Rückkunft von Kairo zwei solche Leute von hier dorthin geschickt, sie scheinen auch nicht mehr Erfolg zu haben. Heute Nacht fiel mein Gedanke auf Sie, verehrter Herr; ich erinnerte mich, daß man mir gesagt hat, Sie seien ein Jahr in Kairo gewesen

und hätten der Gesandtschaft in einem ähnlichen dunklen Fall ausgezeichnete Dienste geleistet. Als ich an Sie dachte, verehrter Herr, kam mir wieder ein Hoffnungsschimmer, ich konnte den Morgen kaum erwarten, bis es mir möglich war, zu Ihnen zu eilen. Ich bin sicher, der Himmel hat mir diesen Gedanken eingegeben, und jetzt weisen Sie mich nicht von sich, lassen Sie nicht einen unglücklichen Vater völlig in Nacht und Elend versinken."

„Herr Baron, ich habe nur noch sieben Wochen zur Verfügung. Dann muß ich wieder auf meinem Posten sein," sagte ich unentschlossen.

„Widmen Sie mir diese Zeit, Herr Rath!" drang der Bankier in mich. „Ich entschädige Sie für die Mühe reichlich. Es steht Ihnen so viel Geld zur Verfügung, als Sie wollen. Ich glaube sicher, daß mein Sohn noch lebt, man hätte sonst seine Leiche gefunden. Aber — ich weiß nicht wo! Es ist ein Bubenstück gegen ihn verübt worden. Fordern Sie, Herr Rath, fordern Sie — Geld spielt keine Rolle! Aber nehmen Sie sich dieser Sache an."

Ich war ohne Vermögen, hatte noch sieben Wochen vor mir, mit denen ich nichts anzufangen wußte, und konnte während dieser Zeit ein schönes Stück Geld verdienen. Der Auftrag war nicht derartig, daß er mir in meiner Stellung schaden konnte, er hatte nichts Bedenkliches an sich, im Gegentheil, ich erwies einem unglücklichen Manne einen großen Dienst. Falls ich wirklich keinen Erfolg hatte, waren die Summen, welche der Bankier dafür aufwenden wollte, im Verhältniß zu seinen Mitteln nur geringfügig, denn er galt als ein zwanzigfacher Millionär. Ich erklärte daher, daß ich den Fall übernehmen wolle und heute Abend noch mit dem Dampfer, der von Odessa kam und nach Alexandrien ging, abzureisen gedächte.

Der alte Herr war hocherfreut. „Der Himmel segne Sie, und lasse meine Hoffnung sich erfüllen!" rief er.

„Sie bringen mir Josua zurück — das weiß ich! In einer Stunde haben Sie Geld und Kreditbriefe auf Kairo im Betrage von dreißigtausend Franken in Händen. Ich will auch an meinen Geschäftsführer in Kairo telegraphiren."

„Thun Sie das nicht, Herr Baron," unterbrach ich ihn. „Ich möchte als völlig Unbekannter dort ankommen und mich vorläufig mit Niemand in dieser Sache in Verbindung setzen. Ich bitte sogar dringend darum, daß kein Mensch weder hier noch in Kairo erfährt, wohin ich gereist bin."

„Wie Sie wollen — wie Sie wollen! Ich füge mich ganz Ihren Anordnungen," versicherte mir Herr Ephraisi. „Sehe ich Sie vor der Abreise noch einmal?"

„Sie haben mir Alles gesagt, was Sie wissen, Herr Baron?"

„Ja. Ich kann Ihnen nicht ein Wort mehr sagen. Hier haben Sie ein Bild meines Sohnes und hier einen Abdruck des Brillanten in Siegellack, damit Sie die Form und Größe desselben kennen."

Bei diesen Worten überreichte mir der Bankier ein in Gold gefaßtes Elfenbeintäfelchen und ein Schächtelchen, das den Abdruck enthielt.

„Eine genaue Beschreibung der Gestalt meines Sohnes und der Papiere, welche er bei sich hatte, sende ich Ihnen mit dem Gelde in einer Stunde. Wenn Sie dann noch eine Frage an mich zu stellen haben, so bitte ich um Ihren werthen Besuch. Ich werde den ganzen Nachmittag zu Hause sein und auf Sie warten."

Der alte Herr ergriff meine Hände, drückte sie herzlich und verließ darauf sichtlich beruhigter, als er gekommen war, meine Wohnung.

Ich befand mich jetzt wieder allein in meinem Zimmer, stand am Fenster und schaute über die schiffsbelebte sonnenbeglänzte Fluth und zu den in Licht gebadeten Häuser-

maſſen Stambuls hinüber. Mir war ſeltſam zu Muthe. Welche Umwandlung doch eine Viertelſtunde in uns hervorrufen kann! Vor wenigen Minuten ſchien es mir, als ob ich an Konſtantinopel mit unzerreißbaren Ketten gefeſſelt ſei, und jetzt kam mir die Stadt faſt ſchon fremd vor. Das Reiſefieber hatte mich ſchon gepackt, und meine Gedanken eilten über das Meer zu der alten Stadt der Pharaonen am Nil. Ich hatte Verfügung über dreißigtauſend Franken für die nächſten ſieben Wochen und ein Gefühl der Unabhängigkeit ſtieg wohlig in mir auf. Ich fühlte mich in meiner Stellung nicht behaglich, ich ſtrebte nach einer anderen Thätigkeit. Gelang es mir, die Sache zu einem glücklichen Ende zu führen, ſo war mir eine Geldbelohnung und die Förderung Seitens des Bankiers ſicher. Ich konnte mich dann vielleicht ſelbſtſtändig machen.

Dieſe Wandlung hatte ſich innerhalb weniger Minuten ereignet. Ich nahm mir vor, all' meine Geiſtes- und Körperkräfte, all' meinen Scharfſinn und meine Thatkraft daran zu ſetzen, jenem armen Reichen zu helfen, für ihn zu wirken in dieſer Sache, ſo viel ich irgend nur vermochte.

Ich ſchritt an den Tiſch und nahm das Elfenbeintäfelchen zur Hand. Es zeigte in feiner Miniaturmalerei farbig und unſtreitig lebenswahr das Bildniß eines auffallend ſchönen jungen Mannes von etwa fünfundzwanzig Jahren, mit ovalem Geſicht, lockigen ſchwarzen Haaren, bartlos und mit ſanft blickenden, großen, dunkeln Augen. Die Naſe war gebogen, der Mund jünglingsartig voll. Im Allgemeinen unterſchied ſich das Geſicht nicht viel von denen der jungen Levantiner in dieſen Jahren. So ſahen die meiſten hier aus, nur bei Weitem nicht ſo ſchön, wie dieſer hier gemalt war. Ob nicht ein gefälliger Künſtler dem reichen Mann etwas zu ſtark geſchmeichelt haben mochte? In dieſem Fall würde mir das Porträt nicht viel nützen.

Ich rief meinen Diener und gab ihm den Auftrag, für eine längere Reise meinen Koffer zu packen, und betrachtete dann den Abdruck des Brillanten. Der Stein mußte auffallend groß sein, und da er rosa schimmerte, ein höchst seltenes Juwel von prachtvoller Wirkung. Vielleicht hatte es den jungen Mann in Tod und Verderben gezogen, und seine Gebeine moderten schon längst in irgend einer versteckten Grube der alten Stadt der Khalifen.

Ich nahm wieder das Bildniß des Josua Ephraisi zur Hand und ward sehr bedenklich. Jetzt erst kam mir die ganze Schwierigkeit der Sache, die ich auf mich genommen hatte, zum Bewußtsein. Kairo ist groß, eine orientalische Stadt voll wilder Elemente, und es walten dort unheimliche Mächte genug für einen Menschen, der schön, jung, reich ist und einen solchen Schatz bei sich trägt. Es drängte sich mir bei längerem Nachdenken eine ganze Reihe von Fragen auf, die ich nothwendig noch an den Vater des Verschwundenen stellen mußte.

In diesem Augenblick brachte mir ein Bote ein Päckchen, wohlverschlossen mit den Stempeln des Ephraisischen Bankhauses. Ich mußte den Empfang bescheinigen. Es enthielt zweitausend Franken in französischen Banknoten und einen Kreditbrief auf achtundzwanzigtausend Franken lautend auf eine englische Firma in Kairo. Dann ein mit zittriger Hand geschriebenes Blatt, das nur dürftige Notizen enthielt über den jungen Mann. Die Gestalt war als wohl gerundet und ziemlich breit in den Schultern bezeichnet; Kennzeichen: eine Narbe über dem linken Auge, so daß ein wenig von der einen Augenbraue fehlt. Als Ausweispapiere hatte er besessen: einen türkischen Paß, einen Kreditbrief über zehntausend Franken für das englische Bankhaus, auf welches auch meine Anweisung lautete. An Pretiosen waren aufgezeichnet: eine goldene Ankeruhr mit den Buchstaben J. E. in Brillanten, diamantene Hemden-

knöpfe und ein Fingerring mit einem großen Rubin von Perlen umgeben.

Die Angaben befriedigten mich nicht. Ich beſchloß, mich ſelbſt noch zu dem Bankier zu begeben, um womöglich mehr zu erfahren. Ich ließ mir daher einen Wagen holen und fuhr nach Galata, wo der Palaſt des Barons ſich befand.

Ich wurde ſofort in das verſchwiegene, mit goldbedruckten Ledertapeten ausgeſtattete Privatzimmer des Geldfürſten geführt, woſelbſt aus einer Seitenthür, die mit einem langen ſchmalen Spiegel verkleidet war, Herr Ephraiſi mir höchſt unvermuthet entgegentrat.

„Meine Aufzeichnungen genügen Ihnen nicht?“ erkundigte er ſich.

„Ich möchte mich über einige Punkte noch genauer unterrichten,“ erwiederte ich. „Weshalb haben Sie gerade Ihren Sohn zur Abwickelung dieſes Geſchäfts nach Kairo geſandt, da Sie ja, wie Sie mir andeuteten, einen Agenten dort haben?“

„Sie kennen ja die Verhältniſſe in Kairo,“ antwortete darauf Ephraiſi. „Mein Agent wäre nie bis zum Khedive vorgedrungen, er hätte angeben müſſen, was er bei dem Monarchen wolle, man hätte ihm den Stein abgenommen, um das Geſchäft zu vermitteln, und der Diamant wäre auf dem Wege bis zum Khedive höchſt wahrſcheinlich verſchwunden, oder gegen ein Stück Glas vertauſcht worden, oder Aehnliches hätte ſich ereignet; daſſelbe wäre geſchehen, falls ich den Brillanten etwa direkt an den Khedive geſandt haben würde, da eine Art Kanzlei alle Sendungen in Empfang nimmt, öffnet und dann völlig nach Gutdünken verfährt. Ismaïl Paſcha kennt jedoch mich und mein Haus. Ich habe ſchon öfters Geldgeſchäfte mit dem Monarchen gemacht. Meinen Sohn hätte er ſicher empfangen. Der Khedive iſt ein feiner Kenner von Koſtbarkeiten, er hat

die Neigung, großartige Geschenke zu machen, und er hätte diese Seltenheit sich gewiß nicht entgehen lassen."

Die Gründe, welche mir der Bankier für sein Handeln angab, waren völlig einleuchtend.

„Darf ich fragen, welcher Art der Inhalt des Briefes gewesen ist, den Sie Ihrem Sohn für Saref Pascha mitgegeben haben?" erkundigte ich mich weiter.

„In dem Briefe lagen tausend Franken, und es war darin der Wunsch ausgedrückt, der Pascha möge meinem Sohne zu einer Audienz bei dem Khedive behilflich sein."

„Sie können jenem Pascha vollständig trauen?"

„Er ist noch der anständigste von all' jenen Würdenträgern ohne bestimmtes Amt am Hofe des Khedive, und ich schärfte meinem Sohn besonders ein, unter keiner Bedingung auch diesem Manne gegenüber zu verrathen, was ihn zu dem Khedive führe."

Ich notirte mir diese Angaben des Bankiers.

„Ich habe ein Bild von Ihrem Sohne, Herr Baron," fuhr ich fort. „Das ist aber ein Gemälde. Besitzen Sie nicht eine Photographie des jungen Mannes, welche Sie mir geben könnten?"

„Jenes Miniaturbild ist die Kopie eines lebensgroßen Oelgemäldes vom Maler Winterhalter, das unten im Salon hängt. Es ist außerordentlich gut getroffen und lebenswahr. Ich will Ihnen das Original jedoch zeigen, wenn Sie es wünschen. Hier sind aber auch noch verschiedene Photographien aus jüngster Zeit."

Der Baron öffnete ein Kästchen und gab mir mehrere Photographien seines Sohnes, die, wie ein Blick auf dieselben mich überzeugte, fast völlig mit dem Miniaturbild übereinstimmten. Ich gab den Wunsch kund, dennoch das große Oelgemälde zu sehen. Der Baron führte mich durch eine Reihe übermäßig prunkvoll ausgestatteter Zimmer zu einem fürstlich eingerichteten Saal, wo die Bildnisse

seiner Kinder — Herr Ephraisi hatte noch drei Töchter — hingen.

Ich gewann durch Betrachtung des lebensgroßen Meisterwerkes des berühmten Malers eine vortreffliche Anschauung davon, wie Josua Ephraisi seiner ganzen Erscheinung nach ausgesehen haben mußte. Ich ließ mir schließlich noch ein Schriftstück von dem Baron ausstellen, daß ich ermächtigt sei, die zurückgelassenen Habseligkeiten seines Sohnes an mich zu nehmen, und verabschiedete mich. Von inbrünstigen Segenswünschen des alten Barons begleitet, verließ ich den Palast und begab mich in meine Wohnung zurück.

Als die Sonne unterging, befand ich mich schon auf dem Dampfer, der aus dem Goldenen Horn dem Meere zusteuerte. Hinter mir war Alles in purpurgoldene Sonnengluth getaucht, und vor mir lag eine Welt von mildem, tiefwarmem, sanftem Abendroth, das den mächtig sich vor mir aufthuenden Meeresarm und die zurückweichenden Küsten mit mildem Schein übergoß. Ein Bild des holdesten Friedens, als ob es keinen Kummer und Gram, keine Leidenschaften und Verbrechen auf der Erde gäbe.

Und doch fuhr ich der Lösung eines unheimlichen Räthsels entgegen, bei welchem ohne Zweifel die wildesten Dämonen im Menschen mitgewirkt. Mir war nicht sehr behaglich zu Muthe, ich hatte wenig Hoffnung, dem gramgebeugten Manne, der mich ausgesandt, Tröstliches zurückzubringen, fast keine, den Sohn noch lebend anzutreffen.

2.

Am vierten Tage der Fahrt ward das blaue Meer zu unseren Füßen undurchsichtig gelblich, und ein niedriger weißer Küstenstrich tauchte vor uns auf. Wir näherten uns dem Ziele unserer Fahrt. Einige Stunden später wurden die weißen Häuserzeilen Alexandriens sichtbar. Der Lootse kam an Bord, und bald warfen wir im Hafen der

fast europäisch aussehenden Stadt Anker. Um die Mittagstunde schon saß ich im Eisenbahnzuge und dampfte über Sümpfe, Kanäle und endlos scheinende grüne Felder Kairo zu. Bevor es Nacht wurde, hatte ich meinen Bestimmungsort erreicht, und mich im Hotel Shepheard einquartiert.

Am nächsten Morgen hatte ich eine vertrauliche Unterredung mit dem Leiter des Gasthofes. Dieser konnte mir nicht das Geringste mehr über den Verschwundenen sagen, als ich schon wußte. Der Agent des Bankiers hatte zwei Zimmer für den reichen Gast bestellt, dieser die Räume zur festgesetzten Zeit bezogen, und dann hatte man ihn nur noch einige Male bei dem Abendessen gesehen. Der junge Mann war ruhig, schweigsam und den größten Theil des Tages und Abends nicht im Gasthofe. Am zweiten Tage seines Aufenthaltes benutzte er eine Hotelequipage, um zu Saref Pascha zu fahren, auch nahm er öfters Gefährte auf der Straße an. Von den Kutschern derselben wußte Herr Wener, der Leiter des Gasthofes, daß der junge Herr noch zweimal zum Palast Saref Paschas sich habe bringen lassen. Am Abend des verhängnißvollen Tages sei Herr Ephraisi in Gesellschaftskleidung in der Richtung des Esbekiyeplatzes fortgegangen. Vorher habe er einen Brief an seinen Vater geschrieben und diesen dem Portier zur Besorgung übergeben. Weiter wußte der Direktor nichts, hatte auch keine Muthmaßung, was dem jungen Manne passirt sein könne.

Die Untersuchung des Koffers Josua Ephraisi's ergab nicht den geringsten Anhaltspunkt für etwaige Nachforschung. Er enthielt den Kreditbrief mit der Notiz darauf, daß zweitausend Franken erhoben seien. Ich suchte den Agenten auf. Dieser, ein alter Mann, griechischer Nationalität, der schon dreißig Jahre in Kairo ansässig war, wußte nicht mehr, als der Gasthofsdirektor. Er hatte den Stein

gesehen. Ihm hatte der junge Ephraisi gesagt, daß er den Solitär der Sicherheit wegen stets bei sich trage, und daß er am nächsten Tage im Gasthofe bleiben wolle, weil höchst wahrscheinlich ein Wagen des Khedive kommen werde, um ihn zur Audienz abzuholen. Von mehrfachen Besuchen Ephraisi's bei Saref Pascha wußte der Agent nichts; zu ihm hatte der junge Mann nur von einem einzigen Besuche bei dem Pascha gesprochen. Dem Agenten war es gleichfalls völlig unbegreiflich, was dem vorsichtigen, soliden jungen Herrn begegnet sein könne.

Ich versicherte mich sowohl Seitens des Gasthofdirektors als des Agenten des vollkommensten Stillschweigens über meine Sendung und meine Person. Durch Herrn Wener erfuhr ich noch, daß er am dritten Tage nach dem Verschwinden des jungen Mannes den Fall dem Polizeiminister mitgetheilt habe, daß man, wie stets bei solchen Vorkommnissen, einen Unglücksfall angenommen, und, da der alte Ephraisi Geld genug dazu spendete, den Nil unterhalb Kairos, soweit es möglich ist, durchsucht habe. Die Detektivs des Bankiers — dies berichtete mir der Agent — hatten in allen Spielhöllen, Cafés und Vergnügungslokalen, auch in jenen des Araberstadttheils, eifrige Nachforschungen gehalten und beschäftigten sich noch immer nach dieser Richtung hin.

Ich beschloß, mit keinem derselben vorläufig in Verbindung zu treten, ebenso wenig die einheimische Polizei um Unterstützung anzugehen. Das konnte nur schädlich sein. Denn läge ein Verbrechen, begangen in den niederen Bevölkerungskreisen vor, hätte die Behörde es wohl schon herausgebracht, wären aber etwa hochgestellte Personen an dieser Sache betheiligt, so würde man mich sicher auf falsche Spuren leiten und den Thatbestand verdunkeln. Meine Absicht war, solange wie irgend möglich, ganz allein zu forschen und zu handeln. Ich schrieb mich daher

einfach als Agent aus Konstantinopel in das Fremdenbuch ein, und nannte als Zweck meines Aufenthaltes Erholung.

Noch an demselben Tage stattete ich dem türkischen Geschäftsträger einen Besuch ab und frug den mir bekannten Beamten, ob er mir gar keine Andeutungen über das räthselhafte Verschwinden des jungen Ephraisi geben könne. Der Geschäftsträger wußte von einem Verkehr zwischen Saref Pascha und dem Verschwundenen gar nichts. Ihm hatte der junge Ephraisi nichts weiter gesagt, als daß er im Auftrage seines Vaters dem Khedive eine außerordentliche Kostbarkeit zum etwaigen Ankauf vorlegen wolle. Er hatte den jungen Mann nur einmal, und zwar hier in seiner Wohnung, gesehen.

Ich wußte nun, daß Saref Pascha den jungen Mann außerordentlich liebenswürdig aufgenommen hatte und ihm die Audienz bei dem Khedive hatte verschaffen wollen. In mir setzte sich mehr und mehr der Gedanke fest, daß ich den Hebel für mein Unternehmen bei Saref Pascha einsetzen müsse, aber hier die größte Vorsicht geboten sei. Meiner Stellung nach, die ich früher in Kairo bekleidete, stand es in meinem Belieben, einen Höflichkeitsbesuch bei diesem Würdenträger zu machen, und ich ließ mir diesen günstigen Umstand nicht entgehen. Schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft nahm ich mir einen Hotelwagen und fuhr zum Palast Mansur Pascha, welchen Saref bewohnte. Der Palast war mir von meinem früheren amtlichen Aufenthalt in der Stadt bekannt.

Ein Kawasse nahm am Wagen meine Karte in Empfang und verschwand damit in dem großen Portal, das durch eine mächtige, verrostete Eisenthür, vor der ein hohes Eisengitter sich befand, festungsartig verschlossen war. Nach einigen Minuten erschien der finsterblickende Bursche wieder, grüßte höflich durch Kreuzen der Hände über der Brust und machte mir ein Zeichen, auszusteigen. An dem Portal

empfing mich ein prächtig gekleideter Nubier mit großem vergoldetem Krummsäbel an der Seite und führte mich eine teppichbelegte Treppe hinauf.

In dem Augenblick, als ich meinen Fuß auf die letzte Stufe setzte, trat aus einem durch einen Vorhang abgeschlossenen Seitengange mir eine hochgewachsene Frauensperson entgegen. Unverschleiert, fuhr sie beim Erblicken einer nicht zum Hause gehörigen Mannsperson schnell hinter den Vorhang zurück, jedoch nicht, ohne daß ich einen blitzartig mich treffenden Blick aus ihren großen dunklen Augen aufgefangen hätte.

Was war das für ein seltsames Gesicht? Was hatte diese Person für erstaunliche Augen?

Die Züge dieses Frauenantlitzes waren nach unten in die Länge gezogen; dazu ein kleiner voller Mund, eine bräunlich angehauchte Gesichtsfarbe, eine hohe Stirn und kühn geschwungene Augenbrauen. Da das Weib einen Moment erschreckt dicht vor mir still stand, konnte ich diese Einzelheiten wahrnehmen.

Diese Begegnung schien den Nubier zu verdrießen, denn er ergriff beinahe heftig meinen Arm und veranlaßte mich, schnell weiter zu gehen.

Wir waren jetzt in einem säulengetragenen Bogengang, der nach dem Hofe zu offen war, angelangt. Der Schwarze öffnete eine Flügelthür, dann nahm mich ein mit einem Fez und langem blauem Kaftan bekleideter Egypter in Empfang und führte mich in einen großen Saal. Derselbe war nach türkischer Sitte fast leer — an der Erde lagen nur einige mit Teppichen belegte Matratzen, vor diesen standen einige europäische Sessel und ein ganz niedriges Tischchen. Seltsam nahm sich in diesem Raum ein großer schöner Konzertflügel aus, auf welchem ein prächtiger Pfauhahn saß, ein anderer spazierte langsam in dem Saale umher.

Ich hatte nicht Zeit, weitere Beobachtungen zu machen, denn plötzlich wurde ein Vorhang an der Wand zurückgeschlagen, und ein kleiner alter Mann, ganz in Weiß gekleidet, einen rothen Fez auf dem Kopfe und einen Ordensstern, der von Brillanten funkelte, an einer Schnur um den Hals, trat ein.

Das mußte der Herr des Palastes sein.

Er hielt meine Karte in der Hand, verneigte sich tief vor mir und lud mich durch eine Armbewegung ein, auf einem der Stühle Platz zu nehmen, er selbst setzte sich mit Hilfe des Dieners nach orientalischer Art, die Beine unterschlagend, auf das Polster am Boden vor mir nieder. Ein schwarzer Diener brachte ein Brett mit goldenen Schälchen duftenden Mokkas, ein anderer ein zweites mit eingemachten Früchten auf kleinen Krystalltellerchen. Sie setzten die Brettchen vor mir auf das Tischchen.

„Es freut mich, Sie zu sehen — ich heiße Saref," begann das Männchen, aus einem starren, fahlgelben, mumienartig vertrockneten Gesicht einen scharfen Blick auf mich werfend. Die bläulichen dünnen Lippen bewegten sich kaum beim Sprechen dieses Mannes, in dem erstarrten Gesicht hatten nur die kohlschwarzen kleinen, scharfblickenden Augen Leben. „Ich fühle mich geehrt durch Ihren Besuch, Sie gehören einem starken Staate an, ich schätze die Preußen. Wie gefällt es Ihnen in Kairo?"

„Es ist eine große, schöne und für uns Nordländer hochinteressante Stadt," antwortete ich.

„Eine sehr schöne Stadt im Winter," erwiederte der Pascha und nahm ein Schälchen Kaffee, ein Zeichen für mich, das Gleiche zu thun. „Ich verehre Ihren König; ich habe auch Ihren Kronprinzen in Damaskus gesehen; ein schöner Mann, groß wie ein Held und freundlich wie der Frühling."

Ich verneigte mich. „Ich bin nicht zum Vergnügen

hier," nahm ich darauf das Wort. „Ich habe eine Leidenschaft, alterthümliche Kostbarkeiten zu sammeln, und hoffe, daß mein Aufenthalt in dieser Hinsicht hier nicht nutzlos sein wird."

„Um solche Dinge zu kaufen, ist Kairo der richtige Ort. Jedoch echte Kostbarkeiten sind auch hier nicht mehr billig," bemerkte der Pascha, indeß er seine schwarzen Augen scharf auf mir ruhen ließ.

Da Ephraisi dem Würdenträger tausend Franken Trinkgeld geschickt hatte, so mußte Saref Pascha entweder geldbedürftig oder sehr habsüchtig sein; letzteres pflegte im Allgemeinen bei den orientalischen Beamten zuzutreffen. Darauf baute ich meinen Plan, mir den Zutritt zu dem Palaste hier öfters zu ermöglichen; deshalb hatte ich vorgegeben, Sammler von Alterthümern zu sein.

„Es muß auch schwierig sein, zu der richtigen Quelle zu gelangen," fuhr ich jetzt fort, „besonders für einen Fremden. Können mir Excellenz vielleicht einen Fingerzeig nach dieser Richtung hin geben? Ich wäre dafür von Herzen dankbar."

Der Pascha erhob seine Augen lebhaft zu mir, in seinem Mumiengesicht zuckten ein paar Falten.

„Das werde ich können, und es wird mir ein Vergnügen sein, den Herrn zu unterstützen. Werden Sie einige Zeit in der Stadt bleiben?"

„Etwa einen Monat, Excellenz."

„Gut. Der Herr wohnt —?"

„Im Hotel Shepheard."

Der Pascha neigte den Kopf. „Es wird mir Freude machen, den Herrn benachrichtigen zu können, wenn ich etwas Schönes und Seltenes in Erfahrung gebracht habe."

Ich merkte, daß ich den Besuch jetzt beendigen müsse und erhob mich. Der Pascha that mit Hilfe zweier Diener, die herbeieilten, dasselbe. Er verneigte sich vor mir, ich

machte eine tiefe Verbeugung und zog mich zum Eingang zurück. Der Beamte im blauen Kaftan nahm mich in Empfang, geleitete mich zu dem Nubier, dieser führte mich zu dem Kawassen, der mich wiederum zum Wagen brachte und den Schlag öffnete. Jedem dieser Herren hatte ich ein Zehnfrankenstück gegeben, das sie höchst freundlich und geschwind in ihre Gürteltaschen hinabgleiten ließen. Der Kawasse warf den Wagenschlag zu, verneigte sich, die Hände vor der Brust, und der Wagen fuhr davon.

Vertrauenerweckend war die Erscheinung dieses Paschas nicht, das mußte ich mir sagen. Der ohne Zweifel sehr alte Mann hatte in seinem lauernden, stechenden Blick etwas von einer Schlange. Daran mochte wohl das hohe Alter des Türken einen gewissen Antheil haben. Habsüchtig war dieser Mann in ungewöhnlichem Grade, das bewies mir das krampfartige Zucken in seinem Gesicht, als ich seine Hilfe beim Ankauf von Kostbarkeiten erbat, wobei er ohne Zweifel tüchtig zu verdienen dachte. Trotzdem jedoch derartige orientalische Würdenträger in jener Zeit Gewaltthaten nicht scheuten, wenn ihre Leidenschaften für irgend einen kostbaren Besitz angefacht wurden, konnte man doch kaum annehmen, daß dieser Mann den jungen Ephraisi habe verschwinden lassen, um den rosa Brillanten zu erlangen. Allein konnte diese Mumie von einem Menschen, dies Bündelchen von gebrechlichen Knochen und vertrockneter Haut, dergleichen nicht bewerkstelligen, und die Hilfe von Dienern oder anderen Vertrauten hierzu in Anspruch zu nehmen, war doch, besonders bei der Abhängigkeit, die sein hohes Alter mit sich brachte, zu gefährlich. Dennoch sagte mir eine innere Stimme, da dies Haus das einzige war, mit welchem der junge Levantiner auffallend häufig Verkehr gehabt, daß sich wahrscheinlich von hier aus die Fäden, welche zur Lösung des dunklen Geheimnisses führten, anspinnen würden. Es war ein gewisses unerklärbares

Etwas, das mich bei der ersten Erwähnung des Geldbriefes an diesen Saref Pascha seltsam berührte, und dies Gefühl, dieses Ahnen hatte der Besuch im Palast Mansur außerordentlich verstärkt und befestigt.

Das konnte freilich Irrthum sein, mein kühler Juristenverstand sagte mir das, und dennoch fuhr ich von dem Mansurpalaste mit der festen Ueberzeugung fort, daß das Verschwinden Josua Ephraisi's mit seinem Verkehr in diesem Hause in Verbindung stehe.

In dem Gasthofe angelangt, zeichnete ich meiner Gewohnheit gemäß Alles auf, was ich erlebt und welche Muthmaßungen und Gedanken sich mir aufgedrängt hatten, und verschloß das Tagebuch in meinem Koffer. Ich hatte gefunden, daß die Befolgung dieser Methode bei dunkeln und schwierigen Sachen sich sehr nützlich erweist, und daß die Irrgänge, Wechselfälle, vorausbedachte und unvorhergesehene, vom Ziele ablenkende oder hinführende Ereignisse, welche die Aufzeichnungen widerspiegelten, mir in vielen Fällen schon gute Dienste geleistet hatten, auch für die Zukunft ein lehrreiches und interessantes Material gewährten.

In der Nacht träumte ich von der dunklen Haremsschönheit, deren Erscheinung einen seltsam berückenden Eindruck auf mich gemacht hatte. Ich mochte wollen oder nicht, ich mußte an dieses Weib denken, und ihr Bild stand mir trotz meines Ankämpfens dagegen unausgesetzt vor Augen und nahm mich wie ein böser Zauber gefangen. Ich erkannte, daß nicht nur der Wunsch, Klarheit über das Verschwinden Josua Ephraisi's mich nach dem alten Palaste zog, sondern ebenso sehr, vielleicht in noch stärkerem Grade, die Sehnsucht, dieses Weib noch einmal zu sehen. Ich war ein Fünfunddreißiger, hatte viel im Leben gesehen und erfahren, kannte die Frauen fast aller Welttheile und war überhaupt nicht leicht in Flammen zu versetzen. Jetzt

aber verwirrte und beunruhigte mich gewitzigten alten Knaben diese Person, unstreitig ein Haremsgeschöpf, und dem Anschein nach aus Ostindien stammend, vielleicht von Java oder Sumatra. Ich hatte die Pflicht übernommen, einem Verbrechen nachzuspüren, und ich war auf dem besten Wege, in eine heftige Leidenschaft zu verfallen. War ich denn von Sinnen! Ich kämpfte mit mir — Alles vergeblich! Trotz der klarsten, kältesten Vernunftgründe und schärfsten juristischen und moralischen Erwägungen stand das Bild dieser fremdartigen Schönheit in unverminderter Zauberkraft vor meinen Augen und verfolgte mich, wo ich ging und stand. Ich konnte die Minute nicht erwarten, bis eine Meldung des Paschas mich nach dem Palaste rief.

3.

Trotz der Verwirrung in meinem Inneren war ich in der Angelegenheit, die mich hergeführt hatte, keineswegs unthätig.

Nach der Aussage Wener's war der junge Levantiner die größte Zeit des Tages nicht in dem Gasthofe gewesen. Bei dem Agenten war er ebenfalls nicht gewesen, sonstige Bekannte hatte der junge Mann, welcher zum ersten Male in Kairo war, dort nicht. Zum Spazierengehen war die Jahreszeit schon zu heiß, und den ganzen Tag in den Cafés herumzusitzen, war höchst langweilig. Immer konnte er doch auch nicht bei Saref Pascha sich aufgehalten haben. Wo also hatte er seine Zeit zugebracht?

Ich erkundigte mich, ob Saref Pascha vielleicht ein Landhaus bei Kairo habe, und brachte in Erfahrung, daß er etwa ein Kilometer von der Stadt auf der Insel Roda, zwischen dem Nilstrom und dem Nilarm, einen kleinen von Gärten umgebenen Palast besitze, der jedoch nur zu Ausflügen und als Erholungsort der Damen seines Harems benützt werde, sonst aber unbewohnt sei. Ich

fuhr nach Alt-Kairo, ließ mich über das Waſſer ſetzen und machte einen Spaziergang durch die Inſel, welche größtentheils mit einſamen Landhäuſern, die inmitten hochummauerter Palmengärten lagen, bedeckt war. Ich fand einen aufgeweckten, geſprächigen Eſeljungen, von dem ich herausbrachte, welches das Landhaus Saref Paſchas ſei, lohnte den Buben mit einem Piaſter ab und näherte mich dem Hauſe. Ich verſtand Arabiſch und ſprach es leidlich, das war ein unberechenbarer Vortheil für mich, denn ich konnte dadurch mich mit Leuten aus dem Volke unterhalten, und der Egypter ſchwatzt gern, beſonders fühlt er ſich ſehr geſchmeichelt, wenn ein Fremder ihn einer Unterhaltung würdigt.

Ich ſah an der ſchmalen, dunkelroth angeſtrichenen Eingangspforte der endloſen Gartenmauer einen alten Fellachen, der die ſchadhaften Stellen der Mauer mit Ziegelbrocken füllte und Mörtel darauf warf.

„Saref Paſchas Palaſt?“ knüpfte ich ein Geſpräch an, dem Mann ein Päckchen Tabak ſchenkend.

„Der ſeine, hoher Herr.“

„Biſt Du in des Paſchas Dienſt?“

„Seit einem Monat bin ich allein der Hüter des Hauſes, früher war ich Gehilfe des Wächters, hoher Herr.“

„Wo iſt denn der Wächter geblieben? Iſt er geſtorben?“

„Ja, hoher Herr, er fiel in's Waſſer und ertrank.“

„Wie geſchah denn das?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht,“ erwiederte der Fellache. „Wenn die Weiber da waren, durfte ich nicht in den vorderen Theil des Gartens, der nach dem Nil zugeht. Hoyed, der Wächter, wurde gerufen, zum Schlößchen zu kommen, nach einer Stunde verließen die Frauen den Garten. Hoyed kam nicht zurück. Er kam auch am Abend und während der Nacht nicht. Ich ſuchte ihn im Garten, im Hauſe — er war nirgends zu ſehen, am nächſten Tage fand man

ihn todt im Waſſer. Seit der Zeit wohne ich allein in dem Häuschen hier an der Pforte, und es wird auch wohl kein Wächter mehr eingeſetzt werden, weil die Frauen nicht mehr in den Garten kommen."

„Sie thun das nicht mehr, ſeitdem der Wächter ertrunken iſt?"

„Ja, hoher Herr, ſie werden ſich wohl fürchten."

„Kommt ſonſt Niemand in den Garten, als die Frauen?" fragte ich weiter. „Der Beſitzer nie?"

„O ja, hoher Herr, der Paſcha ließ ſich auf ſeinem Wägelchen auch oft in dem Garten umherfahren. Dann mußten Hoyed und ich das Gefährt ziehen, denn der Paſcha iſt ſehr alt und läuft nicht mehr gern. Er brachte auch manchmal Gäſte mit, natürlich, wenn die Frauen nicht anweſend waren."

„Wohl nur Freunde von ihm, Herren ſeines Alters," äußerte ich, mir eine Cigarette anſteckend.

„Meiſtens, hoher Herr, jedoch in der letzten Zeit auch einmal einen Jüngeren, einen Fremden. Ich ſah ihn zufällig auf der Terraſſe vor dem Hauſe neben dem Paſcha ſitzen. Die Herrſchaften mußten wohl auf dem Waſſerwege gekommen ſein, denn durch die Pforte waren ſie nicht eingetreten."

„Alſo hat das Beſitzthum auch einen Zugang vom Waſſer her?"

„Ja, hoher Herr, der darf aber von den Frauen nicht benutzt werden, der Paſcha hat den Schlüſſel und gibt dieſen Niemand."

„Demnach kommt der Paſcha wohl von der Waſſerſeite?"

„Manchmal, hoher Herr, faſt ſtets that er das mit Gäſten. Das Haus und die Gärten ſehen ſehr ſchön von der Waſſerſeite aus."

„Und iſt der Paſcha ſeit dem Tode des Wächters auch nicht mehr in den Gärten geweſen?"

„Nein, hoher Herr. Der Paſcha kommt manchmal wochenlang nicht heraus. Er hat ja einen noch größeren ſchattigen Garten bei ſeinem Palaſt in der Stadt. Im Juni, wenn der Khedive an's Meer nach Alexandrien reist, geht Saref Paſcha auch dort hin. Früher wohnte der Paſcha manchmal längere Zeit hier, namentlich im April und Mai, jetzt führt er meiſt nur Beſuche hierher. Der Herr iſt eben ſehr alt, und der Weg von der Stadt weit."

Ich hätte mir gern das Schlößchen und namentlich die Terraſſe einmal angeſehen, hielt es aber nicht für klug, jetzt damit hervorzutreten. Ich dankte dem graubärtigen Manne für die angenehme Unterhaltung, die er mir auf dem einſamen Spaziergange hier geboten, ſagte ihm, daß ich wohl noch öfters hier wandeln würde, da ich für einige Zeit in der Nähe Wohnung zu nehmen gedächte, ſchenkte ihm ſchließlich zwei Piaſter und ſchlenderte auf einem Umweg zum Nilarm und zur Fähre nach Alt-Kairo zurück.

Was ich von dem Fellachen erfahren hatte, war wenig. Mir fiel nur das Eine auf, daß der alte Paſcha öfters Beſuche hierher führte und unter dieſen ausnahmsweiſe ſich auch ein junger Mann befunden hatte. Dies ſchien ungefähr um jene Zeit geweſen zu ſein, als Joſua Ephraiſi ſpurlos verſchwand. Damit war jedoch bis jetzt keineswegs bewieſen, daß jener junge Gaſt des Paſchas der Sohn des Levantiners geweſen und daß, falls er es wirklich geweſen war, der Beſuch des Landhauſes in Verbindung mit ſeinem Verſchwinden ſtand. Ferner hatte dieſer eine Ausflug, der höchſtens eine halbe Stunde für die Hin- und ebenſo für die Rückfahrt in Anſpruch nahm, mir nicht erklärt, wo Joſua Ephraiſi ſeine Zeit zubrachte.

Ob wohl jene Haremsſchöne auch in dem Garten hinter den hohen Mauern geluſtwandelt war? Ich ſtellte mir vor, wie dieſe hohe, ſchlanke Geſtalt unter den Palmengruppen und zwiſchen den Wänden farbenglühender Kame-

lienspaliere wohl ausgesehen haben mochte, einer Märchengestalt gleich, eine Fee, die Alles bezauberte, Vögel, Menschen, Blumen, Thiere, Alles, was in ihre Nähe kam, in ihren Zauberkreis bannte, die Alles zwang, wenn sie lächelte, ihr zu huldigen. Die Parteinahme für diese zu dem unheimlichen Hauswesen des Pascha gehörende Frau ärgerte mich, ich war zornig darüber, daß dies Bild immer wieder vor meinen Augen stand und unaufhörlich meine Phantasie beschäftigte. Und dann kam mir ein neuer Gedanke. Wie, wenn diese Indierin den jungen Ephraisi bezaubert hätte, wie sie auch mich bezaubert hatte? Wenn sie mit dem Verschwinden des jungen Mannes im Zusammenhange stände! Aber nein! Es war unmöglich, und dennoch — dennoch! Ich wurde den quälenden Gedanken nicht mehr los.

Ich sagte mir, daß ich einzig von der Dienerschaft des Paschas über diese Sache etwas erfahren könne und, wie die Dinge in Kairo lagen, nur durch große Belohnungen. Von den Männern dürfte ich wohl kaum etwas erfahren. Nach den Verhältnissen, die in den Haushaltungen der Großen hier herrschten, wußten diese nur selten etwas von den intimeren Dingen, die sich zutrugen. Dagegen waren alte vertraute Haremsdienerinnen häufig in die geheimen Geschehnisse der Paläste eingeweiht, oft sogar die hervorragendsten Werkzeuge im Dunkeln schleichender Intriguen. Aber wie bei dem abgeschlossenen Leben der Haremsbewohnerinnen zu einer derartigen Person gelangen? Wie die Richtige ausfindig machen?

Wenn ich auch mit dem Pascha verkehrte, hundertmal zu ihm in den Palast käme, würde ich wohl kaum wieder je eine der weiblichen Bewohner seines Hauses zu Gesicht bekommen. Die Begegnung mit der Indierin war ein sich wohl kaum wiederholender Zufall. Meinem Plane also, mit einer solchen Person in Verbindung zu treten, stellten sich die größten Schwierigkeiten entgegen,

und ich beſchloß, den erfahrenen alten Agenten zu Rath zu ziehen, lud ihn zu mir in den Gaſthof und trug ihm meinen Wunſch vor.

Der Mann machte bei meinen Eröffnungen ein nachdenkliches Geſicht. „Hm, das ginge wohl. Die Frauen gehen ja, wenngleich unter Bewachung, frei aus. Schwierig bleibt es immerhin. Man müßte eine Liſt erſinnen. — Da kommt mir eben ein Gedanke. Eine der Aufſeherinnen betreibt einen Handel mit Stickereien. Sie geht ohne Aufſicht, wohin ſie will. Hier ließe ſich mit einem tüchtigen Stück Geld vielleicht etwas machen. Ich will gleich morgen durch meine Tochter ſondiren laſſen. Geben Sie hundert Franken und laſſen Sie ſagen, ein reicher Europäer möchte ein paar Worte mit einer alten Dienerin aus dem Hauſe Saref Paſchas ſprechen. Sichern Sie jener Dienerin durch den Mund der Aufſeherin hundert Franken für eine Zuſammenkunft von einigen Minuten zu, denn fünfzig Franken muß jene Dienerin gleichfalls der Aufſeherin auch noch abgeben, und Sie erreichen vielleicht ihr Ziel."

Ich erklärte dem Griechen, daß ich für ſeine Hilfe ihm ſehr dankbar wäre, und überreichte ihm ſofort hundert Franken. Er verſprach, mir am Abend des nächſten Tages Antwort zu ſagen, und entfernte ſich.

Kaum war der Mann aus dem Zimmer, ſo trat Wener ein und berichtete mir, daß ein egyptiſcher Diener mich zu ſprechen wünſche.

Mit tiefer Verbeugung trat ein langer, übermäßig hagerer Egypter ein und überreichte mir ein Briefchen.

Ich entfaltete das Schreiben. Es kam von Saref Paſcha und enthielt in franzöſiſcher Sprache eine Einladung für heute um fünf Uhr Nachmittags nach dem Manſurpalaſt. Ich beantwortete das Billet dahin, daß ich Seiner Excellenz ehrenvollem Rufe unverzüglich Folge leiſten werde und übergab den Brief dem Egypter, welcher mit tiefer Verbeugung

das Schreiben an sich nahm und stumm, wie er gekommen war, das Zimmer wieder verließ.

Da es jetzt schon halb Fünf war, so hatte ich nicht mehr Zeit, den Hotelwagen zu bestellen, sondern eilte zum Esbekiyeplatze und nahm mir dort eine Droschke. Ein gutes Trinkgeld ermöglichte es, daß ich trotz des Stromes von Menschen, die alle möglichen Dinge auf dem Kopfe und unter dem Arm trugen, trotz der Eselgefährte, der Züge bepackter Kameele und Maulthiere, die in engen Straßen uns entgegenflutheten, zur bestimmten Zeit vor dem Palaste hielt.

Der Kawasse öffnete diensteifrig den Wagen. Ich wurde sofort wieder durch die drei Diener zu dem Pascha geführt, der mich in einem am Anfange der offenen Säulenhalle gelegenen kleinen, mit alten persischen Teppichen zeltartig ausgeschmückten Salon empfing. Die Decke oben bildete ein kreisrunder Spiegel, von dem die Teppichfalten niederhingen, sonst befanden sich in dem Raume nur zwei niedrige, einander gegenüberstehende, mit Lammfellen belegte Divans. Auf einem derselben saß der Pascha, der sich bei meinem Eintreten entschuldigte, daß er nicht aufstehe, mich zu begrüßen, da er heute von der Gicht geplagt sei.

„Ich habe," fuhr der alte Würdenträger fort, „einige Dinge auftreiben lassen, die für Sie von Werth sein dürften. Bevor wir aber zu den Geschäften schreiten, wollen wir ein Schälchen Sorbet schlürfen."

Der Pascha lud mich durch eine Handbewegung zum Sitzen ein und fuhr fort: „Ich will dem geliebten Gast zu Ehren mit unsern alten Traditionen brechen," hierbei lächelte das Mumiengesicht des Alten auf eine Weise, wie etwa ein galvanisirter Leichnam die Gesichtsmuskeln verzerren würde, „und ein Wesen soll uns die Erfrischung reichen, schön wie der Mond im Frühling."

Der Pascha bewegte eine elfenbeinerne Klapper, die

neben ihm auf dem Lammfell lag, die schweren Teppichfalten theilten sich auf einer Seite des Zeltes, und herein trat — die Indierin, in den Händen, welche von Brillantringen funkelten, ein verdecktes Brett tragend.

Mir kam das plötzliche Erscheinen dieses Weibes so überraschend, daß mir fast schwindlig ward, und mein Herz pochte derartig, daß ich fürchtete, der dicht vor mir sitzende Pascha könne es hören.

Die Indierin zog die golddurchwirkte seidene Decke von dem Brette und setzte dasselbe mit den Schälchen, die es enthielt, auf den niedrigen Tisch, der zwischen unseren beiden Divans sich befand; dann schritt sie zu dem Eingange und blieb dort, das Gesicht uns zugewandt, stehen. Hierbei bemerkte ich, daß der Blick dieses fremden Weibes mit einem eigenthümlichen Glühen auf meine Hand sich heftete. Ich trug einen außergewöhnlich schönen Brillantring, ein Geschenk des Sultans. Aus den großen, seltsam nachtdunkeln Augen der Indierin sprühte und loderte ein wildes verzehrendes Feuer, es war, als ob ihre Blicke wie von einer hypnotisirenden Macht von meinem Steine angezogen würden.

Diese Wahrnehmung war das Werk weniger Sekunden. Ich machte sie bei einer einzigen flüchtigen Kopfwendung, denn es wäre trotz der auffallenden Vorurtheilslosigkeit des Paschas hier nicht schicklich gewesen, die Odaliske anzusehen.

„Lolah, komm näher und kredenze dem hohen Herrn die Schale," befahl jetzt der Pascha mit seiner dumpfen, aber eindringlichen Stimme.

Die Dienerin schritt langsam auf den Tisch zu, nahm die eine Schale und setzte sie mir an den Mund, dabei senkte sie einen Blick in meine Augen, daß mir der Athem stockte, und es mir brennend heiß durch die Brust fuhr. Dann kredenzte sie auf gleiche Weise die andere Schale

dem Pascha. Sobald wir die Schälchen in der Hand hielten, um zu trinken, nahm sie wieder ihre vorige Stellung am Eingang des Zeltes ein.

Trotzdem ich es nicht unterlassen konnte, verstohlene Seitenblicke auf die schöne Odaliske zu werfen, brachte ihre Erscheinung jetzt zu gleicher Zeit einen peinlichen Eindruck auf mich hervor, der mir warnend zurief: Hüte dich! Hüte dich! — Der Pascha hat eine versteckte Absicht bei diesem für seine Anschauungen ganz außerordentlichen Thun. Es handelt sich bei ihm sicherlich nicht um eine Kleinigkeit, wenn er mit solchen Mitteln dir schmeicheln, dich an sein Haus fesseln will!

Ich zwang mich, vor mir nieder auf den Tisch zu sehen, um den Kopf klar zu behalten.

„Lolah," rief der Pascha jetzt wieder. „Bring das Kästchen her und zeige dem hohen Herrn das Fläschchen."

Die Indierin brachte auf dies Geheiß ein mit rother Seide ausgeschlagenes Rohrstabkästchen, in welchem ein sehr alterthümliches, mit Goldgitterwerk überzogenes bläuliches Achatfläschchen lag, das mit Diamanten besetzt war. Ich bemerkte beim ersten Blick, daß das kleine Gefäß echt, alt und wunderschön, die Diamanten jedoch neu und sehr geringwerthig waren. Die schlanken rosabläulichen feingeformten Hände der Indierin hielten das Fläschchen.

„Ein seltenes, herrliches Werk!" sprach der Pascha. „Es hat einen Werth von fünftausend Franken. Durch meine Vermittlung können Sie das Stück um dreitausend haben."

Ungeachtet der wirklichen Schönheit der Arbeit und der Alterthümlichkeit war das Stück höchstens fünfhundert Franken werth.

Ich nahm das Fläschchen in die Hand, betrachtete es und legte es mit den Worten: „Herrlich, wahrhaft herrlich!" in das Kästchen zurück. Die Odaliske nahm jetzt daraus einen indischen Dolch von prächtiger Arbeit mit

echten Rubinen, Türkisen und weißen Perlen besetzt und hielt ihn mir vor. Ihre Hand zitterte leicht. Ich warf einen Blick auf ihr Gesicht. Sie schaute wie verzaubert auf meinen Brillanten, ihre Augen waren weit geöffnet, und sie athmete schwer. Mir war trotz der berauschenden Nähe des schönen Weibes sehr unbehaglich zu Muthe. Der Blick ihrer Augen erinnerte mich an das Starren einer Schlange, die eine Beute erblickt und sich auf dieselbe stürzen will.

„Diesen Dolch im Werth von mindestens viertausend Franken darf ich Ihnen, Herr, für dreitausend zu Füßen legen," fuhr der Pascha höflich, fast freundschaftlich zutraulich fort.

Zweitausend war der Dolch für jeden europäischen Sammler und Antiquitätenhändler werth. Etwas kaufen mußte ich, und so viel durfte ich es mir kosten lassen, um mir den Zutritt zu dem Palaste zu erhalten.

„Mit Eurer Excellenz Erlaubniß möchte ich den Dolch zu diesem Preise mein Eigenthum nennen," erwiederte ich, mich tief vor dem Pascha verneigend.

Die kleinen stumpfen schwarzen Augen des Paschas funkelten einen Moment blitzartig auf, und die pergamentgelben Wangen rötheten sich förmlich. Welch' eine Habsucht sprach aus diesem Mumiengesicht!

„Lolah, wickle dem Herrn den Dolch ein!" befahl der Pascha.

Die Indierin nahm einen Streifen blauer Seide aus dem Kasten, hüllte sorgfältig den Dolch darin ein und überreichte das Päckchen mir.

Ich öffnete mein Notizbuch und legte drei Tausendfrankenscheine auf das Tischchen.

Der Blick des Paschas durchbohrte die Scheine, er nahm sie einen Moment in die Hand, befühlte sie mit den knöchernen Fingern, hielt sie gegen das Licht und schob sie, sich leicht gegen mich verneigend, in seine Gürteltasche.

„Mehr bin ich heute leider nicht im Stande Ihnen vorzulegen, Herr," nahm darauf Saref Pascha das Wort. „Ich weiß aber noch mehr schöne, preiswürdige Sachen, und es wird mir Vergnügen machen, Ihre Sammlung vermehren zu können."

Der Pascha hatte nach diesen Worten das Haupt geneigt, und ich erhob mich. Der alte Türke drückte die Elfenbeinklapper neben sich. Der Vorhang des Zeltes ward zurückgeschlagen, und der Egypter im blauen Kaftan erschien dort und hielt für meinen Durchgang die Falte offen. Ich dankte dem Pascha, verneigte mich tief und schritt aus dem schwülen Gemach.

„Hoher Herr, ich habe noch viel schönere Sachen, als der Pascha und diese viel billiger. Darf ich dieselben einmal zu Ihnen in den Gasthof bringen?" zischelte mir der Egypter auf arabisch in's Ohr. „Ich heiße Fingan."

Mit Vergnügen stimmte ich zu. „Kommen Sie nur," erwiederte ich. „Wann kann ich Sie erwarten?"

„Morgen, Herr, wenn es Ihnen paßt; morgen um zehn Uhr Vormittags schon," flüsterte er hastig und übergab mich mit einer tiefen Verneigung dem Nubier.

Abermals ließ ich je zehn Franken Trinkgeld in die Hände der Diener gleiten und fuhr trotz der hohen Auslagen sehr befriedigt in den Gasthof zurück. Ich hatte heute viel erreicht, ganz wider Vermuthen eine Verbindung mit einem höheren Diener des Paschas angeknüpft, der für Geld sehr zugänglich schien. Ich war einen großen Schritt in der Verfolgung meiner Angelegenheit vorgerückt. Ich hatte einen Kanal entdeckt, durch welchen ich Kenntniß von dem, was in der letzten Zeit im Palast vorgekommen war, erhalten konnte. Das freute mich ungemein. Wie ein Alp lasteten jedoch sonst die Eindrücke, welche ich heute bei dem Besuche im Palast Mansur empfangen, auf mir. Der Pascha, der doch ein reicher Mann war, hatte, um

ein paar tausend Franken zu erschnappen, eine Habsucht gezeigt, die beinahe krankhaft war, er hatte nicht das niedrige Mittel gescheut, durch eine Schönheit seines Harems seinen Handel zu unterstützen. Das war selbst für einen orientalischen Großen des verschwenderischen, geldbedürftigen Egyptens jener Zeit unerhört. Zu welchen Dingen war demnach jener Mann nicht fähig, falls es sich um große Summen handelte! Konnte nicht aus Unvorsichtigkeit der junge Levantiner den Rosabrillanten dem Pascha gezeigt, dadurch dessen Habsucht entflammt haben, konnte nicht der Pascha dasselbe Kunststück wie bei mir angewendet haben, um den jungen Mann zu fesseln oder in einen Hinterhalt zu locken?

Dieser Gedanke drängte sich mir nach dem Besuche auf. Und dieses schöne Weib, das mich anzog und abstieß zugleich, mußte sie nicht dem viel jüngeren Manne doppelt gefährlich werden? Und dann stand vor meinem inneren Auge ihr starrer Blick auf meinen Brillanten.

Es gibt — dies überlegte ich weiter — eine tolle Leidenschaft für seltene, große, schöne Edelsteine, namentlich für Brillanten, eine Art Manie, welche durch nichts aufhaltbare und einzudämmende Begierden in den von dieser Sucht Befallenen entfesselt.

Außerdem herrscht in Indien mancherlei Aberglaube, der sich an gewisse Edelsteine knüpft, deren Besitz nach dem Glauben jener Menschen dem Eigner eines solchen Kleinods besondere Eigenschaften, Kräfte und Vorzüge verleihen soll. Dies schöne Weib war offenbar von einer derartigen Leidenschaft besessen. Auf der einen Seite also die Habsucht des alten Türken, auf der anderen die Sucht der Indierin nach den glänzenden Steinen — das bedeutete für den Levantiner die höchste Gefahr, wenn diese Beiden Kenntniß erlangt hatten von dem Juwel, das er bei sich trug.

Mich störte in dieser Ueberlegung ein Pochen an der Thür. Der Agent stand draußen, ich hatte ganz vergessen, daß er heute Abend mir Bescheid bringen wollte in Betreff der Anknüpfungsversuche mit Dienerinnen des Palastes Mansur.

„Nun, wie steht's, Herr Patrodos?" begrüßte ich den alten, stets vorsichtig und leise auftretenden Herrn.

„Die Sache macht sich. Sie macht sich sogar sehr gut. Limbabje Kerun, eine sogenannte Amme im Harem des Paschas, will Sie morgen früh um acht Uhr am Attarin, das ist der Gewürzmarkt, im Viertel der Bazare sprechen. Sie möchten beim Heraustreten aus dem Gasthofe dies Taschentuch in der Hand halten."

Der Agent übergab mir bei diesen Worten ein mit großen gelben Blumen bedrucktes, dunkelrothes Kattuntaschentuch.

„Das bäuerische Tuch paßt wenig zu meiner Kleidung und wird auffallen," versetzte ich.

„Hier fällt nichts auf," meinte der Agent. „Man ist an die größten Seltsamkeiten, sowohl bei den Fremden wie bei den Einheimischen gewöhnt. Das Tuch wird Niemand beachten."

„Und muß ich es denn durch die ganze Stadt bis am Orte der Zusammenkunft in der Hand tragen?"

„Das glaube ich nicht. Doch wohl nur hier und am Gewürzbazar. Meiner Tochter ist das Tuch ohne weitere Erklärung, als diese, gegeben worden."

„Gut, so will ich mit dieser schrecklichen Fahne den Gasthof verlassen."

Ich bestellte den Agenten wieder für den nächsten Nachmittag um sechs Uhr, und begab mich dann hinunter in den Speisesaal, denn ich hatte nach den Aufregungen und Anstrengungen des Tages gewaltigen Hunger.

In dieser Nacht träumte ich, daß sich bei einem Spazier-

gang, den ich mit der schönen Indierin auf der Schubra-promenade unternommen, die Dame plötzlich in einen Tiger verwandelt und mich angefallen habe. Als ich am nächsten Morgen erwachte, war ich wenig erfrischt. Jetzt stand mir die Zusammenkunft mit der Limbabje Kerun bevor, ich war im Begriff, eine bedenkliche Brücke nach dem Palast Mansur zu schlagen. Machte in meinem ermatteten Zustande sich schon die drohende Gefahr, die in jener Anknüpfung lag, die unheimliche Atmosphäre jener Palastintriguen bei mir geltend? Hatte die indische Zauberin schon einen unsichtbaren Pfeil auf mich abgesandt, der meine Thatkraft, meine Widerstandskraft lähmen sollte?

Ich hatte ein Gefühl, als ob es besser wäre, mich gar nicht weiter in den bedenklichen Handel einzulassen. Doch nein! Das wäre feige und thöricht gewesen. Ich hatte die Sache einmal übernommen, jetzt hieß es, ohne Zagen hinein in das Abenteuer!

Unter solchen Erwägungen hatte ich mich angekleidet, mein Frühstück eingenommen und stieg nun die mattenbelegten Marmorstufen des Gasthofes hinab. Unten zog ich das bunte Taschentuch hervor und schritt, mich hindurchwindend durch die Eseltreiber, Kutscher und Kameelbesitzer, die mich umdrängten und in allen möglichen Sprachen mir ihre Thiere und Dienste anpriesen, dem Esbekiyeplatze zu.

Ein Eseljunge mit seinem Grauthier war mir gefolgt. „Hoher Herr, hier ist mein Esel, Sie nach dem Gewürzmarkte zu führen," sprach der Bursche mich an. „Ich bekomme dafür drei Piaster."

„Wer hat Dich beauftragt?" frug ich auf arabisch.

„Eine alte Frau."

„Die Du kennst?"

„Nein, ich habe sie noch nie gesehen. Sie schickte mich heute Morgen zum Gasthofe und sagte, der Herr solle auf

dem Attarin ſich nur ordentlich die Augen wiſchen, denn es ſei viel Staub auf den Straßen."

Ich verſtand dieſen Wink, gab dem Jungen das Geld, beſtieg den Eſel und ritt in ſcharfem Trabe, während der unaufhörlich das Thier anſtachelnde, ſchreiende Eſeltreiber hinter mir her trottete, in die menſchenwimmelnde Muskiſtraße hinein und dem Bazarviertel zu.

Bald war der mit Hunderten von Trödelbuden beſetzte Platz erreicht. Der Burſche hielt den Eſel, ihn am Schwanz ziehend, an, ich ſtieg ab, ſtellte mich etwas abſeits von dem Getümmel auf, zog das bewußte Taſchentuch hervor und wiſchte mir damit über das Geſicht. Da legte ſich eine Hand auf meinen Arm, und neben mir ſtand ein altes häßliches Nubierweib mit einem unverſchleierten Geſicht, das wie glänzend ſchwarz lackirt ausſah, eingehüllt in einen bunten Kattunmantel, eine mächtige Baſtkorbtaſche am Arm tragend.

Ich wollte das Tuch einſtecken, ſie nahm es mir jedoch ab.

„Der hohe Herr hat mich, die Limbabje Kerun, zu ſprechen gewünſcht," kam auf arabiſch von ihren dicken Lippen.

„Ja, Limbabje, ich möchte Dich etwas fragen. Es geſchieht, wenn Du mir aufrichtig antworteſt, Niemand ein Schaden daraus, und erfahre ich, was ich will, ſo wirſt Du einen ſchönen Lohn davontragen."

„Es iſt gut, hoher Herr. Soweit ich kann, will ich Dir mit Wahrheit dienen."

„Ich bin ein vornehmer Herr, Limbabje, und war zu Beſuch bei Deinem Herrn. Dort ſah ich die Lolah."

„Laßt die Lolah, Herr! Sie iſt mein Täubchen, ich habe ſie zu bedienen und will nicht, daß man ſie erwürgt und mir den Kopf abhaut und wir in den Nil geworfen werden. Die Lolah iſt ſchon unſinnig genug. Nichts thue ich da, Herr, nichts!"

„Wie viel nimmſt Du jährlich ein, Limbabje?“ frug ich ruhig. Ich hatte Kenntniß im Verkehr mit dergleichen dienſtbaren Geiſtern.

„Sechshundert Piaſter, Herr, ſechshundert Piaſter ohne die Geſchenke, die mehr als das ausmachen.“

„Gut, Limbabje, ich gebe Dir ſechshundert Piaſter, wenn Du mir in der Sache dienſt, die ich vorhabe.“

„Wenn es nichts Unrechtes iſt,“ murmelte die Schwarze.

„Es iſt nichts Unrechtes,“ beruhigte ich ſie. „Ich möchte Lolah etwas ſchenken. Sage mir, was ſie gern hat.“

„Du kannſt Lolah nichts ſchenken, Herr, denn ſie hat Alles, ſie iſt reich, ſehr reich. Du kannſt ihr nichts ſchenken, was ſie nicht ſchon ſchöner hätte, Herr.“

„Alſo hat ſie die Lichtſteine gern?“ warf ich ein.

„Sie iſt vernarrt in ſie, unſinnig verrückt!“

„Frag' die Lolah, ob ſie von mir einen ſchönen Stein — ſie weiß welchen — zum Geſchenk annehmen will.“

„Das darf ich nicht, Herr!“

„Du darfſt es, wenn Du willſt. Für dieſe Anfrage allein, wenn Du mir bei Allah ſchwörſt, daß Du ſie beſtellen willſt, erhältſt Du hundert Piaſter. Ich will nichts Unrechtes, das wirſt Du ſehen,“ verſicherte ich der Alten mit dem Tone der Ueberzeugung.

Dieſe ſchaute zur Erde, dann mich an.

„So ſchwöre ich. Allah ſoll mich ſtrafen und verderben, wenn ich die Frage nicht beſtelle.“

„Und mir ehrlich Antwort ſagſt, das verlange ich auch noch,“ ſchob ich ein.

„Und Dir ehrlich Antwort ſagen, hoher Herr,“ fügte die Alte hinzu.

„So, hier iſt das Geld,“ ſagte ich, der Schwarzen fünfzig Franken in Gold in die Hand ſchiebend. „Nun beantworte mir noch eine Frage —“

„Ich habe keine Zeit mehr,“ rief die Alte unruhig.

„Bleib noch einen Augenblick. Ich lohne es Dir reichlich, wenn Du mir die Wahrheit sagst. Hat Lolah vielleicht vor einem Monat auf Geheiß des Paschas zugegen sein müssen, als ein junger Mann, ein Levantiner, den Herrn besuchte?"

Kaum waren diese Worte aus meinem Munde, so zog die Alte ihren Mantel vor das Gesicht und rannte wie besessen von mir fort in das Gewühl der Menschen hinein. Bevor ich mich noch von meiner Ueberraschung erholt hatte, war sie meinen Blicken entschwunden.

Ich stand ziemlich verdutzt da, dann ärgerte ich mich, daß die Person auf diese Weise mir durchgegangen war. Darauf jedoch überlegte ich, daß dies plötzliche Davonrennen bei meiner Frage, diese erschreckte Flucht eine Antwort war, wie ich sie mir nicht besser wünschen konnte. Das Benehmen der Schwarzen sagte mir: es ist so, der Pascha hat die Indierin auch bei Josua Ephraisi als Lockvogel benutzt, und es knüpft sich eine für die Schwarze furchtbare Erinnerung daran. Darum nur erschrak sie so, als ich der Sache Erwähnung that.

So viel stand jetzt fest bei mir: es war eine dunkle That, welche mit dem Verschwinden des Levantiners zusammenhing, im Kreise des Hauses Saref Paschas begangen worden — die Indierin spielte dabei mit und die Schwarze wußte davon.

Welche Absichten konnte denn nun aber der Pascha mit dem jungen Levantiner gehabt haben? Wenn er durch die Indierin mich zum Kaufen seiner Alterthümer verlocken wollte, so verstand ich das. Aber Josua Ephraisi wollte doch sicher keine derartigen Dinge von dem Pascha einhandeln, der junge Mann wußte besser wie ich, wo er solche Sachen echt und nicht gar zu theuer erlangen konnte. Was mochte also den Pascha bewogen haben, Josua Ephraisi in sein Haus zu ziehen?

So grübelte ich. Ich fand keine Erklärung für dieſe Handlungsweiſe. Dann fiel mir ein, ob ich nicht einen dummen Streich dadurch gemacht, daß ich heute des Levantiners Erwähnung gethan hatte. Wenn die Alte dies der Indierin erzählte, würde dieſe dann nicht Verdacht ſchöpfen? Vielleicht war durch dieſe voreilige Frage die ſo vielverſprechende Anknüpfung gänzlich abgeſchnitten.

Die Nubierin hatte aber geſchworen, zu ihrer Herrin von dem Geſchenk, welches ich ihr machen wollte, zu ſprechen, ſie hatte bei dem Namen Allah verſichert, mir ehrlichen Beſcheid zu ſagen. Wenn ein Mohammedaner bei dem Namen des Höchſten etwas ſchwört, ſo läßt er ſich eher in Stücke zerreißen, als daß er dieſen Schwur bricht, ganz beſonders feſt ſind in dieſer Hinſicht die Nubier und die Religiöſeſten unter ihnen die Frauen. Eine Antwort der Indierin auf meine Frage würde ich demnach unzweifelhaft erhalten. Aber was war damit gewonnen?

Recht nachdenklich und wenig erbaut über meine Diplomatenkunſt kam ich in dem Hotel Shepheard an. Es war ſpät geworden, bereits zehn Uhr; ich traf in der Vorhalle des Gaſthofes den Beamten des Paſchas, Herrn Fingan, der heute jedoch nicht den blauen Kaftan, ſondern einen europäiſchen ſchwarzen Gehrock trug, meiner harren.

Ich bat den Herrn, mich auf mein Zimmer zu begleiten. Dort nahmen wir an dem Tiſche Platz. Fingan griff ſehr eifrig in die Taſche ſeines Gehrocks und holte eine Nardenbüchſe hervor, die er mir mit einem Geſichtsausdruck, als ob es etwas unendlich Koſtbares ſei, vor Augen hielt. Ich ſah ſofort, daß das Ding modernes Fabrikat aus Konſtantinopel war und ſchob es verächtlich zur Seite.

„Herr Fingan," begann ich darauf. „Ich gebe Ihnen für das Ding fünfhundert Franken, wenn Sie mir ſagen, wann und wie oft ein junger Levantiner bei Saref Paſcha war."

Der Egypter ward sehr unruhig und sah mich ängstlich an. Er neigte den Kopf, ergriff die Büchse, schob sie in seine Tasche und machte Miene, aufzustehen.

„Ich gebe Ihnen tausend Franken für die Büchse," sprach ich weiter.

Der Egypter nahm zögernd das Büchschen wieder aus der Tasche und drehte es in den Händen. Er erhob die Augen nicht und sah starr vor sich nieder.

„Hoher Herr," antwortete er darauf mit leiser Stimme, „diese Frage ist von mehreren englischen Herren schon an mich und auch an den Pascha gerichtet worden. Wir wissen nicht — Allah möge mich richten, wenn ich nicht die Wahrheit spreche — was aus jenem Herrn geworden ist."

„So ist unsere Unterredung beendet," sagte ich aufstehend. Der Egypter blieb sitzen.

„Ich will dem hohen Herrn sagen, was ich weiß, wenn mir der hohe Herr das Büchschen abkauft," ließ er jetzt langsam und den Ton fast bis zur Unhörbarkeit dämpfend, fallen.

„Der Preis je nach der Mittheilung, Herr," versetzte ich.

„Es ist uns verboten, hoher Herr, irgend Jemand, es sei, wer es sei, nur ein Wort von dem zu sagen, was sich im Hause des Paschas zuträgt, auch nicht die geringfügigsten Sachen dürfen wir ausplaudern. Ich wage daher, falls Sie einen Gebrauch von meiner Mittheilung machen, die den Pascha belästigt, daß man mich auspeitscht und auf die Straße wirft. Vielleicht könnte mir auch noch Schlimmeres zustoßen."

„Ich werde keinen Gebrauch von Ihren Mittheilungen machen, der Ihrem Herrn oder Ihnen Ungelegenheiten verursachen kann. Meine Erkenntlichkeit wird aber groß sein, wenn Ihr Bericht für mich werthvoll ist," versicherte ich dem Mann.

„Sie geben mir tauſend Franken für die Büchſe?"

„Die Summe iſt Ihnen ſicher, wenn Sie mir Alles ſagen, was Sie über dieſe Sache in Erfahrung gebracht haben. Ich weiß es ſofort, Herr, falls Sie mit erdichteten Dingen mich abſpeiſen wollen, alſo nehmen Sie ſich in Acht. Wiſſen Sie überhaupt etwas, das heißt, mehr als die Thatſache allein, daß jener Herr bei dem Paſcha zu Beſuch war?"

„Ja; ich weiß etwas mehr. Sie kaufen mir alſo die Büchſe für tauſend Franken ab? Bei Ihrer Ehre?"

„Ich thue das, wenn ich die Wahrheit erfahre, und Sie für mich etwas Werthvolles berichten können," antwortete ich.

„Ich werde Ihnen Alles und nur die Wahrheit ſagen," flüſterte der Egypter und begann: „Vor fünf Wochen etwa kam ein junger Levantiner zum Paſcha."

Ich nahm das Elfenbeinbild heraus und zeigte es dem Egypter. „War es dieſer Herr?" fragte ich.

„Ja, ſo ſah er aus."

„Bitte, fahren Sie fort."

„Der Herr kam zum Paſcha mit einem Briefe. Ich hörte durch Zufall, daß es ſich um eine Audienz bei dem Khedive handele. Unſer Gebieter forſchte bei dem Herrn nach dem Zweck dieſer Audienz. Der Herr wollte ihm dies nicht ſagen. Unſer Gebieter überredete den Herrn, ſich ihm anzuvertrauen. Er verſprach jenem Herrn Förderung ſeines Vorhabens. Der junge Herr wollte es durchaus nicht verrathen. Darauf hin that der Gebieter durch ein Zeichen kund, daß Lolah Kaffee bringen ſolle. Das indiſche Weib brachte den Kaffee in das Zeltgemach, wohin die beiden Herren aus dem Salon ſich begaben. Man ſprach dort nicht mehr von der Audienz, und der junge Herr ging dann fort.

Am nächſten Tage lud unſer Gebieter den jungen

Herrn wieder zu einem Besuch ein. Lolah kredenzte Scherbet, und ich hörte durch Zufall, daß man von Edelsteinen sprach, ich sah durch eine Spalte des Zeltes zufällig, daß der fremde Herr einen schönen funkelnden Stein vorwies und hörte Lolah einen Schrei ausstoßen. Nun hörte ich zufällig den Gebieter sagen, daß der junge Herr nicht zum Khedive zu gehen brauche, er wolle ihm den Stein selbst abkaufen, er habe die Mittel dazu und zahle bar. Der fremde Herr sagte, daß er den Stein unter dreihunderttausend Franken nicht hergeben dürfe; der Gebieter behauptete, das Juwel sei nur die Hälfte werth, und diese Summe würde er sofort in französischen Scheinen von der ottomanischen Bank holen lassen. — Der junge Herr aber weigerte sich, den Stein dafür zu verkaufen. Einige Zeit später verließ er das Haus. Drei Tage darnach lud der Pascha ihn zu einem Besuch ein. Es ward dem Gebieter im Gasthofe der Bescheid, daß der junge Fremde seit dem vorigen Abend nicht mehr dorthin zurückgekehrt sei. Man werde ihm die Einladung bestellen, sobald er wieder anwesend sei. Am nächsten Tage schickte der Pascha neuerdings in den Gasthof, er erhielt dieselbe Auskunft. Der Gebieter schickte noch mehrere Male. Der fremde Herr war noch immer nicht zurück. Nach einer Woche kamen englische Herren in den Palast und forschten uns aus über den Herrn, der immer noch nicht zurückgekommen war. Sie fragten auch den Gebieter, der sehr böse wurde, weil, wie er sagte, er nicht der Wärter fremder junger Herren sei. Dann kam auch ein alter Herr und hatte eine lange Unterredung mit dem Pascha, und jetzt forschen Sie, hoher Herr. Aber bei dem Namen des Propheten — er sei geheiligt — ich weiß nicht das Geringste mehr."

„Und der Pascha?" fragte ich. „Glauben Sie, daß er etwas weiß?"

„Das kann ich nicht sagen, Herr. Aber hätte der Ge-

bieter davon gewußt, daß ſich jener Herr fortbegeben wolle und wohin, ſo würde er wohl nicht ſo oft in das Hotel geſchickt haben."

„Sie haben keine Ahnung — Sie muthmaßen nichts?"

„Nichts, Herr. Ich erfuhr erſt durch die Engländer, daß der fremde Herr ſpurlos verſchwunden iſt. Weiter weiß ich nichts und kann auch gar nicht denken, wohin der Herr ſich begeben haben möge."

Ich hörte an dem Ton, in welchem der Egypter ſprach, und ſah aus dem ganzen Verhalten deſſelben, daß er die Wahrheit ſagte. Was ich erfahren, ſchien mir in hohem Grade wichtig. Ich gab dem Manne die verſprochenen tauſend Franken, verſicherte ihm auf ſein Drängen nochmals, in keinem Fall zu verrathen, von wem ich Kunde über dieſe Sache erlangt habe, und entließ ihn.

Ich war jetzt ein gutes Stück vorwärts gekommen. Ich hatte die Ueberzeugung erlangt, daß die Schwarze ſowohl wie ihre ſchöne Herrin von dem Verſchwinden des jungen Levantiners etwas wußten, und der Egypter hatte mir die wichtige Thatſache erzählt, daß das Juwel dem Paſcha und der Indierin gezeigt worden war, und der alte Würdenträger den Brillanten weit unter dem Preis erwerben wollte, wahrſcheinlich, um dieſes ſeltene Kleinod dem Khedive ſelbſt theuer zu verkaufen. Das war zu jener Zeit am Hof des Khedive allgemein gebräuchlich, Niemand fand in ſolchen Geſchäften Seitens der höheren Beamten etwas Schimpfliches. Ismaïl gab das Geld ſehr leicht aus, und es herrſchte in ſeinen Tagen des Glanzes ein wahres Wettrennen von Hoch und Niedrig nach Zuſammenraffung von Reichthümern, deren Quelle vor Allem die üppige und prunkvolle Hofhaltung des Khedive war.

Aus dem Verhalten des Paſchas nach dem Verſchwinden Joſua Ephraiſi's ging aber hervor, daß der Alte davon nichts wußte. Er hätte ſonſt nicht mit ſolcher unver-

kennbaren Ungeduld oftmals nach dem Gasthofe geschickt und Einladungen an den Vermißten ergehen lassen. Ein Scheinmanöver war dies Verhalten des Paschas zweifellos nicht, weil der orientalisch feinkluge Mann, im Fall er in der Sache die Hand gehabt hätte, einfach geschwiegen haben würde. Das wäre unter diesen Umständen das natürlichste und einzig richtige Verhalten seinerseits gewesen.

Aber die Indierin! Der Stein hatte einen ungeheuren Eindruck auf sie gemacht, und bei der wahnsinnigen Begierde nach solchen Steinen konnte sie eines Verbrechens wohl fähig gewesen sein.

Wie konnte sie aber bei ihrem abgeschlossenen Leben, bei der Einsperrung in dem Palaste, umgeben von Wächtern und Aufseherinnen, einen Anschlag gegen den jungen Mann ausgeführt haben?

Das war mir völlig dunkel. —

Am Nachmittag stellte sich Herr Patrodos bei mir ein. Ich erzählte ihm, wie weit ich mit meinen Nachforschungen gekommen sei, welche Verdachtsmomente sich für mich ergeben, und welche Schlüsse ich daraus gezogen hätte.

Der alte Grieche hörte mich aufmerksam an, dann dachte er, den kraushaarigen weißen Kopf in die Hand gestützt, lange nach.

„Nach Allem, was Sie mir da sagen, Herr Legationsrath," begann er darauf, „hat man in dem indischen Weibe die Urheberin des Verbrechens — denn ein solches ist unzweifelhaft meiner Meinung nach an Josua Ephraisi begangen worden — zu sehen. Es wird aber diesem Weibe schwer beizukommen sein und schließlich nichts herauskommen, was von wirklichem Nutzen für den Baron Ephraisi ist. Jede Annäherung Ihrerseits an diese Person dagegen ist höchst bedenklich, ja lebensgefährlich für Sie. Allein hat die Indierin sicherlich nicht gehandelt, sie hat Helfershelfer gehabt. Diese können Sie, Herr Legationsrath, ganz ebenso

beſeitigen, wie Joſua Ephraiſi beſeitigt wurde. Dann iſt auch noch die Erregung der Eiferſucht des alten Paſchas zu fürchten. Dieſe bedeutete für Sie den Tod. Solche Dinge ereignen ſich gar nicht ſelten hier. Sie ſetzen alſo bei einem Vorgehen gegen das indiſche Weib Ihr Leben auf's Spiel, das bitte ich Sie wohl zu bedenken."

„Das weiß ich," erwiederte ich. „Weil mir das aber bekannt iſt, werde ich mich beſſer als Joſua Ephraiſi zu ſchützen wiſſen."

Der Grieche verneigte ſich, als höflicher Halborientale, ſchweigend. Dann fuhr er fort: „Ihre Befürchtung, daß der angebahnte Verkehr mit der Indierin abgebrochen ſei, theile ich nicht. Dieſe Haremsweiber ſind unbegreiflich leichtſinnig und gedankenlos, und andererſeits tödtet die Leidenſchaft bei ihnen jede Ueberlegung. Sie wagen Alles, laſſen ſich durch nichts warnen, ſind blind und ſehen keine Gefahr."

„Deſto beſſer. Erhalte ich alſo eine günſtige Antwort, ſo wage ich es, das Abenteuer zu beſtehen," entgegnete ich entſchloſſen.

„Gut," ſprach der Grieche, ſich erhebend, „ſo möchte ich Ihnen nur noch eine Warnung mit auf dieſen dunklen Pfad geben. Hüten Sie ſich vor dem Haſchiſch, dieſes Betäubungs- und Berauſchungsmittel iſt jetzt in den Harems und in deren Intriguen ſtark Mode geworden. Genießen Sie nichts, gar nichts, was man Ihnen auch vorſetzen möge, weder Kaffee, noch Scherbet, noch Konfekt."

Ich dankte dem Griechen für ſeinen jedenfalls auf guten Gründen beruhenden Rath und verabredete darauf mit ihm, daß er mich täglich nach dem Mittageſſen beſuchen ſolle.

4.

Es vergingen drei Tage, ohne daß ich ein Lebenszeichen von der Schwarzen erhielt, als ich jedoch am vierten des

Morgens den Gasthof verließ, lauerte mir der Eseljunge auf und richtete mir die Bestellung aus, daß er am folgenden Tage um acht Uhr mit dem Esel am Esbekiyegarteneingange auf mich warten wolle, um mich zum Kohlenbazar zu führen. Ich sagte ihm zu, pünktlich zur Stelle zu sein.

Am Kohlenmarkt traf ich richtig die Alte. Sie trat an meinen Esel heran und sagte mir, daß ich gar nicht abzusteigen brauche. Ich solle das Bewußte nur in das Kästchen hineinlegen. Mit diesen Worten reichte sie mir ein kleines bronzenes Kästchen hin, das durchbrochen gearbeitet und mit rother Seide gefüttert war, wie man solche manchmal bei indischen Tänzerinnen zur Entgegennahme von Geschenken sieht.

Ich stieg vom Esel und trat mit der Alten etwas zur Seite. „Glaubst Du," sagte ich, „daß man ein derartiges Geschenk durch eine Andere überreicht? O nein, meine Liebe. Du weißt selbst, daß man dies nicht thut. Nur Lolah selbst gebe ich dieses Werthstück, und wenn sie mir nicht einen Ort bestimmt, wo ich es ihr übergeben kann, so wird sie es sicher nicht bekommen."

„So kann der Herr es für sich behalten!" rief die Alte, mich mit zornigen Augen ansehend, riß mir das Kästchen aus der Hand und lief davon. An der Straßenbiegung wandte sie sich um, erhob drohend die Faust gegen mich und verschwand.

Ich ging mißmuthig in den Gasthof zurück, jetzt schien es mir doch, als sei mein Versuch, auf diesem Wege die Wahrheit zu erforschen, endgiltig gescheitert.

— — — — — — — — — — — —

Die Berauschung, in welche die schöne Indierin für eine kurze Zeit mein Herz und meine Sinne versetzt hatte, war fast geschwunden. Daß sie den jungen Levantiner ermordet und beraubt habe, daran zweifelte ich jetzt keinen

Augenblick mehr. Aber wie Gewißheit erlangen? Ich zermarterte mir vergeblich den Kopf.

Gegen Mittag machte ich, wie täglich, einen Spaziergang nach der schattigen Schubraallee. Als ich noch nicht weit vom Gasthofe entfernt war, drängte sich ein altes egyptisches Weib an mich. Ich glaubte, daß es eine Bettlerin sei und reichte ihr eine Münze. Sie nahm diese, schob mir jedoch dabei einen zerdrückten Zettel in die Hand und machte sich dann eilig davon. Ich warf einen verstohlenen Blick auf das Blättchen — es enthielt arabisch Geschriebenes. Schnell ging ich auf mein Zimmer zurück und entzifferte die Reihen der kaum leserlichen mühsam und höchst ungeübt gemalten Zeichen.

Sie besagten: „Geh zum Kasr Ali (dem Palast der Mutter des Khedive am Nil), nimm dort ein verdecktes Boot und fahre nach Roda bis zum dritten Landhause. Dort verlaß das Schiff und geh am Ufer entlang bis zum siebenten Garten, wo Du um drei Uhr nach der Sonnenhöhe ein offenes Gitter finden wirst. Das durchschreitest Du und begibst Dich in ein Haus mit offener Glasthür. Nimm aber das Richtige mit, ein Anderes nehme ich nicht. Nahe Dich mir, wenn Du mich getäuscht hast, nie wieder!"

Der Zettel war ohne Zweifel von der Indierin — die Entscheidung also zu meinen Gunsten gefallen. Nun hieß es, seine Sinne beisammen zu haben und auf der Hut zu sein.

Ich schrieb an Patrodos, daß ich um drei Uhr zu dem Sommerhause Saref Paschas auf der Insel Roda — denn das war unzweifelhaft der Ort, wo ich hinbestellt wurde — gehen würde. Dann legte ich die Kleidung, wie sie die jungen Reformtürken in Konstantinopel tragen, und die sich von der europäischen fast nur durch den Fez unterscheidet, an, steckte einen geladenen Revolver in die tiefen

Seitentaschen des Rocks und fuhr nach dem Kasr Ali. Dort am Nilufer standen einige bedeckte Gondeln. Ich gab einem der Schiffer Auftrag, mich bis zum dritten Landhause der Insel Roda zu fahren und daselbst eine Stunde auf mich zu warten. Käme ich dann nicht zurück, so solle er sich nach Shepheard's Gasthof begeben und sagen, man möge den Griechen Patrodos davon benachrichtigen, daß ich nicht aus dem betreffenden Garten zurückgekehrt sei. Ein sehr gutes Trinkgeld zu seiner ganzen Taxe würde er in diesem Fall von dem Gasthofsdirektor erhalten.

Es war ein heißer Tag, die Sonne brannte von dem wolkenlosen Himmel, der Strom gleißte und glänzte wie eine gelbe flüssige Metallmasse, und die weißen Gebäude, die ummauerten Palmengärten, welche die Ufer umsäumten, waren von leis wogendem zitterndem Goldlicht umflossen. Die Gondel schoß mit der Strömung dahin, mir pochte das Herz, und die Viertelstunde Fahrt schien mir sehr lang. Endlich wendete der Schiffer die Gondel dem Ufer zu und hielt am Rande. Ich stieg aus, prägte ihm nochmals meine Bestellung ein und schritt darauf an dem in der Sonne stechend flimmernden weißen Sandufer entlang. Ich hatte wohl noch zehn Minuten zu gehen, dann fand ich die siebente, kostbar geschmiedete hohe Eisengitterthür, die eine Marmorterrasse, welche bis dicht an den Fluß reichte, abschloß.

Der eine Flügel des Gitterwerks stand offen. Ich fühlte, ob der Revolver mir handlich in der Tasche lag, stieg entschlossen die Stufen hinauf und schritt durch das Thor auf die Terrasse. Rothblühende Granatbäume faßten in zwei Reihen einen kurzen Weg nach einem maurischen Gartenhäuschen ein, welches im Hintergrunde stand und von mächtigen uralten braungrünen Dattelpalmen überragt wurde. Rechts und links erstreckten sich Haine von Johannisbrodbäumen, mächtigen Kamelienbüschen und

hohen, schwül duftenden, sich schon entblätternden Rosenspalieren — Alles stark verwahrlost und verwildert.

In dem würfelförmigen Hause mit den verhängten Rundbogenfenstern stand eine Thür offen. Ich trat ein und befand mich, wie es mir vorkam, in völliger Finsterniß. Nach einigen Sekunden erst konnte ich sehen. Nun schien mir der Raum ziemlich hell, und ich nahm zwei Frauenspersonen wahr, die an einer Thür im Hintergrunde eines achteckigen kleinen kahlen Saales standen. Es waren zwei schwarze ältliche Geschöpfe, die mich neugierig anstarrten.

In diesem Augenblick erhob sich von einem niedrigen Sopha mit kleiner Polsterlehne, das neben einem vergoldeten Tischchen stand, eine hohe schlanke Gestalt. Es war die Indierin, türkisch gekleidet in rothem Atlaß, Pumphosen, einer gelbseidenen Jacke, einen golddurchwirkten weißen Shawl um den Kopf geschlungen und gelbe Stiefelchen an den Füßchen. Sie gab den Frauen einen Wink, worauf diese sich entfernten. Nun ging sie einen Schritt auf mich zu, verneigte sich vor mir und begann mit seltsam tiefer klangvoller Stimme: „O Herr, Du bist gekommen, mir ein köstliches Kleinod zu überreichen. Du bist gut. Ich hätte den Garten nicht besuchen können, wenn der Gebieter nicht seit gestern krank wäre und das Bett hüten müßte. Aber ich wage auch so noch viel. Wenn er erführe, daß ich zu Dir in den Garten gegangen bin — Limbabje hat ihm den Schlüssel zum Wassergitter aus der Kassette stehlen müssen und das kostete mich viel Geld, Herr — so würde ich ertränkt werden, wie eine Katze. Ich wage mein Leben, Herr, für dies Kleinod. Geruhe Dich zu setzen — gib mir den Lichtstein."

Sie ließ sich auf den Divan nieder, und ich setzte mich ihr gegenüber an das Tischchen auf ein dort stehendes Stühlchen ohne Lehne.

„Du sollst den Stein haben, Herrin," versetzte ich, fest

in die wunderbaren, unheimlich leuchtend auf mich gerichteten Augen der indischen Schönheit blickend. „Aber nur unter einer Bedingung."

„Bedingung?" wiederholte die Indierin leise, zog den rothen Mund seltsam zusammen und senkte die breiten Augenlider über ihre wunderbaren Sehsterne, ihre schmale, herrlich geformte, rosigbraune Hand, die auf dem Tische lag, spielte dabei mit den Quasten eines Atlaßkästchens.

„Ja, nur so," sagte ich, griff schnell in meine Westentasche und zog das Elfenbeinbild Josua Ephraisi's heraus. „Kennst Du jenen Mann?" Damit hielt ich ihr das Täfelchen vor die Augen.

Das schöne Weib sprang in die Höhe, als hätte eine Viper sie gebissen. Sie sah bleich aus, ihre Augen hatten den Ausdruck einer gereizten Schlange, die Lippen ihres wie zum Schrei geöffneten Mundes zitterten, sie athmete stoßweise.

„Ich will Dir nichts Böses zufügen, ich will nur erfahren, was mit dem jungen Manne geschehen ist. Setz Dich nieder, schöne Herrin. Ich habe nicht die Absicht, Dir Böses zuzufügen."

Die Indierin stand noch immer, ihr Mund schloß sich fest, und sie starrte auf eine seltsame Weise mit weitgeöffneten Augen über mich hinweg in die Ferne.

„Nimm Platz, Herrin," fuhr ich beruhigend fort. „Sag mir die Wahrheit, und Du erhältst diesen Ring."

„Ich weiß nichts," sagte die Indierin leise, sich setzend, anscheinend jetzt völlig ruhig.

„So behalte ich den Ring," antwortete ich und erhob mich. Die Indierin ließ mich einige Schritte zur Thür hin machen.

„Doch," sagte sie darauf langsam, „ich weiß etwas. O Herr, sei lieb und bleibe. Sei lieb. O Herr, verschmähe nicht, erst eine Erfrischung von Deiner Dienerin anzunehmen,

beleidige mich nicht durch Zurückweisen meiner Gabe. Sieh hier, dieſen Fruchtzucker, ich habe ihn ſelbſt bereitet, erweiſe mir die Ehre, davon zu nehmen, und ich ſage Dir dabei, was Du wünſcheſt."

Ihr Mund lächelte bei dieſen Worten, aber aus ihren Augen ſprach ein dämoniſcher Haß, den ſie nicht im Stande war, zu verbergen, eine wilde, mühſam verhaltene Wuth.

Sie öffnete das Atlaßkäſtchen, es war mit grünlichen, länglich-runden, weichen Zuckerſtäbchen gefüllt. Sie nahm eines der Stäbchen heraus, warf einen kurzen, ſcharfen Blick auf daſſelbe, biß die eine Hälfte ab und reichte mir die andere.

Ich war gewarnt durch den Griechen, und meine Augen hatten in dieſem Moment eine verdoppelte Sehkraft. Ich hatte wahrgenommen, daß dies Zuckerſtäbchen einen kleinen grünen Strich hatte, der bis zu deſſen Hälfte ging. Die Indierin hatte die nicht bezeichnete Hälfte abgebiſſen und aß dieſe. Mir bot ſie die mit dem grünen Strich.

„Ich genieße nichts, Herrin," ſagte ich entſchieden.

Die Indierin gerieth in eine merkbare, heftige Erregung, ihre Hände begannen ſo zu zittern, daß ſich dieſe Bewegung auch den Armen mittheilte. „Nimm doch, es iſt kein Gift. Sieh, ich eſſe es ja auch, Herr," bat ſie, indem ſie haſtig abermals von einem ſolchen Konfekt abbiß. Kaum aber hatte ſie es im Munde zerkaut, ſo ſpie ſie es ſchnell wieder aus, und jetzt geſchah etwas Erſtaunliches. Das indiſche Weib ſaß zu meiner Verwunderung wohl eine Minute wie in Gedanken verloren da, dann ſchaute ſie zur Decke, darauf in alle Seiten des Zimmers, zu Boden und wieder zur Decke, ihr kleiner Kopf machte kurze mechaniſch nickende Bewegungen, ihr Mund öffnete und ſchloß ſich. Das geſchah einige Male; ſie ſchluckte heftig, ihre Augen bekamen einen ſeltſamen flimmernden, traumhaft-ſtarren Ausdruck, ſie lehnte ſich an die kleine Wand des Divans

zurück, und ließ das Haupt hintenüberſinken, ſo daß ich den kleinen Kehlkopf des bräunlichen ſchlanken runden Halſes ſehen konnte. Sie machte ganz den Eindruck einer ſchwer Berauſchten.

„Ich habe es nicht ſo gewollt," flüſterte ſie jetzt mit leiſer, heiſerer Stimme. „Er hatte den Stein, den ſchönen Stein, den rothen Lichtſtein, der Jugend und Schönheit ſichert, darum war er auch ſo ſchön. Er wollte ihn mir nicht laſſen. Ich bat ihn, ja ich bat ihn ſo ſehr — er gab ihn mir nicht."

„Kam er hier hinaus?" fragte ich die halb Bewußtloſe.

„Er kam und wollte mir den rothen Lichtſtein nicht laſſen und hatte ihn doch bei ſich. Ich gab ihm Haſchiſch, es war viel darin, und er fiel in Schlaf. Ich nahm ihm den Stein. Da aber ſprang er plötzlich auf, rannte aus dem Zimmer und ſtürzte ſich auf den Wärter, den alten Hoyed, der auf der Terraſſe ſtand und Acht gab, ob Niemand käme. Er ſtürzte ſich auf den alten Mann — o gräßlich! — ich habe es nicht gewollt — nein, ich habe es nicht gewollt — und Beide fielen in das Waſſer und kamen nicht mehr hervor. Wir eilten heim, wir eilten heim. Es war furchtbar!"

Die Worte wurden zuletzt immer leiſer, ihr Sprechen ging in ein dumpfes röchelndes Athmen über.

Mir ſchauderte — ich wußte genug. Ich erhob mich, um zu gehen. In dieſem Augenblick ſtreckte die auf den Divan Hingeſunkene auf ſeltſame Weiſe den Fuß weit aus, ſie ſtieß dabei an das Tiſchchen, das leichte Möbel fiel um und mit lautem Gepolter auf den Boden. Es hallte gewaltig in dem leeren Raum. Faſt in derſelben Sekunde traten die beiden Dienerinnen haſtig in den Saal. Ich hielt mich nicht auf, ſondern eilte über die Terraſſe. Durchſchritt das Gitterthor und gelangte unangefochten zum Strande. Dort mäßigte ich, damit es nicht auffiele,

meine Schritte, so viel ich es in der Aufregung vermochte. Am Ufer entlang schritt ich dem Orte zu, wo meine Gondel lag.

Das Ueberraschende und Seltsame, das ich soeben erlebt, gab mir durchaus keine Räthsel auf — mir war der Vorgang völlig klar. Die Indierin hatte in der gewaltigen Aufregung, hervorgerufen durch meine Weigerung und durch die böse That, welche sie auszuführen beabsichtigte, nämlich mich in Betäubung durch den Haschischzucker zu versetzen, sich geirrt und die für mich bestimmte Hälfte des Zuckerstabs selbst gegessen. Sie war in den Rausch gefallen, den ich bekommen sollte. Nun war auch klar, was mit Josua Ephraisi geschehen. Die Indierin hatte ihn in den Garten gelockt und den Stein von ihm haben wollen, sie hatte den Mann mit Haschisch berauscht und dann, als er wie todt hinsank, den Brillant ihm genommen. Darauf hatte jedoch, wie das bei sehr großen Portionen Haschisch nicht selten sich ereignet, eine Art sinnloser Raserei den Berauschten plötzlich erweckt, und dieser sich auf den Wärter draußen auf der Terrasse gestürzt, wodurch Beide in den Strom fielen. Der Wärter wurde als Leiche herausgefischt, Josua Ephraisi hatte man nicht gefunden. Er war wohl ohne Zweifel gleichfalls ertrunken.

Nun war das Dunkel hinsichtlich des Verschwindens gelichtet, aber für den alten Bankier in der traurigsten Weise.

Gegen Lolah ließ sich nichts unternehmen. Sie war in des Paschas Palaste vor jedem Eingriffe der Polizei sicher. Jetzt konnte meine Aufgabe nur noch sein, nach der Leiche zu forschen.

Unter solchen Erwägungen bestieg ich die Gondel und fuhr Kairo wieder zu.

Die Ereignisse des Tages, die Spannung und Aufregung, welche die heutigen Unternehmungen und Aben-

teuer mit sich geführt, dazu die Hitze des Tages hatten mich so angegriffen, daß ich ganz erschöpft in dem Gasthofe anlangte und mich sofort niederlegen mußte. Ich verschlief das Abendessen, und erst der Besuch des griechischen Agenten weckte mich aus einem dreistündigen tiefen Schlaf. Ich theilte dem Manne mit, was ich heute erlebt hatte, und gestand ihm, daß seine Warnung vor dem Haschisch mir vielleicht das Leben gerettet habe. Denn würde ich von dem Konfekt genossen haben, so hätte man mich wahrscheinlich, nachdem das indische Weib mir den Ring geraubt, sobald es dunkel geworden, außerhalb der Gartenmauer irgendwo hingelegt, und bei der Unsicherheit, die Nachts dort herrschte, wäre ich sicher, bevor ich zur Besinnung gekommen, all' meiner Werthgegenstände beraubt und dann in den Strom geworfen worden.

„So hätte man es höchst wahrscheinlich auch mit Josua Ephraisi gemacht, falls dieser nicht in den Fluß gestürzt wäre," stimmte mir Herr Patrodos zu. „Uebrigens pflegt ein derartiger Haschischrausch sehr heftig aufzutreten, aber nur kurze Zeit zu währen, höchstens sechs Stunden. Beim Erwachen befindet man sich gewöhnlich verhältnißmäßig wohl, weil die Aufregung fortdauert. Die große Niedergeschlagenheit, Schwindel, Herzschwäche, die Folgen dieses Rausches, treten meistens erst vierundzwanzig Stunden später ein.

Ich sehe keine Möglichkeit," fuhr der Grieche nach einigem Nachdenken fort, „den Stein von dem Frauenzimmer auf normalem Wege herauszubekommen, denn dies könnte nur geschehen mit Wissen und Willen des Paschas. Die Zusammenkunft mit der Indierin im Gartenhause, von welcher man dem Alten doch Kunde geben müßte, wäre jedoch in dessen Augen ein todeswürdiges Verbrechen Ihrerseits, Herr Rath, und Sie kämen schwerlich lebendig wieder aus Kairo heraus. Ob man von dem Verbleiben

des Leichnams Josua's nach sechs Wochen jetzt noch etwas in Erfahrung bringen könnte, scheint mir zweifelhaft. Es thut mir um den Baron sehr leid, denn er hat seinen Sohn über Alles geliebt. Er hat jetzt aber wenigstens Aufklärung über das Schicksal desselben erlangt und muß sich damit trösten."

Ich mußte dem Agenten leider in seiner Ansicht der Dinge Recht geben, beschloß jedoch mit seiner Hilfe, bevor ich nach Konstantinopel zurückreiste, noch einige Tage Nachforschungen nach dem Verbleib des Ertrunkenen anzustellen. Mit der Verabredung, am folgenden Tage schon an dies Werk gehen zu wollen, schieden wir.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen um neun Uhr schon ließ sich der Agent bei mir melden. Er sah sehr erhitzt und aufgeregt aus und berichtete, er habe aus sicherer Quelle erfahren, daß in der verflossenen Nacht um ein Uhr Saref Pascha, der gestern den Tag über recht krank gewesen, jedoch nicht derartig, daß man die Sache für sehr gefährlich ansah, todt in seinem Bette gefunden worden sei, und daß die Indierin sammt ihrer schwarzen Vertrauten die allgemeine Verwirrung sich zu Nutze gemacht habe und mit dem bedeutenden Schatz des Paschas an Juwelen und dem baren Gelde verschwunden sei. Das müsse nach zwei Uhr gewesen sein, denn bis dahin hatte man sie noch in den Gemächern des Paschas umherrennen sehen. „Sie wissen ja, Herr Rath," flocht der Grieche ein, „wie es bei derartigen Fällen in den Palästen der Großen zuzugehen pflegt. Jeder ist für sich besorgt und denkt an nichts Anderes, als an sich selbst. Jetzt kann man auch gegen die Person etwas unternehmen, sie ist durch dieses Thun sozusagen vogelfrei geworden, sie steht erst wieder unter der Macht der Erben, wenn sie in den Mansurpalast zurückgebracht ist."

Diese Nachricht elektrisirte mich, sie verscheuchte all' meine Müdigkeit und Mattigkeit, die mir von dem gestrigen Abenteuer noch in den Gliedern lag. Jetzt war die Möglichkeit, in den Besitz des kostbaren Steines zu kommen, vorhanden. Ich kam dann doch nicht mit leeren Händen zu dem alten Ephraisi zurück. Aber schnell mußte gehandelt werden, so schnell als nur irgend möglich.

„Ich glaube nicht, daß die Indierin hier in Kairo sich versteckt hält," rief ich aus. „Sie wird nach ihrer Heimath zurückflüchten wollen. Dies kann sie nur zu Schiff, und zwar glatt und schnell nur von Alexandrien aus thun. Sie ist daher jedenfalls mit dem Nachtzug nach Alexandrien gereist."

Diese Gedanken und Folgerungen tauchten blitzschnell in mir auf, und ich theilte sie dem Agenten mit.

„Wann geht der nächste Zug dorthin?" frug ich.

„Es ist jetzt Neun; in einer Stunde fährt ein Schnellzug."

„Bitte, sprechen Sie mit dem Gasthofsdirektor, Herr Patrodos," bat ich den Agenten. „Ich fahre sofort zum Bahnhof und gehe für einige Tage nach Alexandrien."

Rasch legte ich Reisekleider an, that das Nothwendigste in mein Handköfferchen, und eine Stunde später saß ich schon im Schnellzuge und dampfte dem Norden zu. Ich hatte mir von Ephraisi eine amtlich bestätigte Vollmacht nachsenden lassen, nach welcher ich befugt war, des Barons Ephraisi Person zu vertreten und in seinem Namen zu handeln, wie ich es für gut fand. Das war sehr wichtig, weil der Baron türkischer Unterthan, Bürger von Stambul war, nur er durch die Indierin geschädigt worden war, und ich ohne solche Vollmacht gar kein Recht gehabt hätte, gegen die Flüchtige in irgend einer Weise vorzugehen. Das Schriftstück trug den riesigen Stempel der politischen Abtheilung der hohen Pforte.

Wenn meine Muthmaßung zutraf, und die Indierin noch nicht zu Schiff war, sollte sie mir nicht entgehen.

Auf dem Bahnhof von Alexandrien angelangt, nahm ich mir sofort einen Wagen zum Hafen. Dort erkundigte ich mich, ob heute Vormittag schon ein Schiff nach einem Hafen Asiens — der Suezkanal war damals noch nicht fertig — abgegangen sei.

Ich erhielt die Auskunft, daß gestern und heute noch kein Schiff abgegangen sei, aber heute Abend werde ein englischer Dampfer auslaufen. So war ich demnach nicht zu spät gekommen. Weniger angenehm war mir bei dieser Auskunft, daß der Dampfer England angehörte, weil, falls es der Indierin gelang, den Dampfer zu erreichen, sie völlig sicher war, denn nach dem internationalen Gesetz gilt das Schiff gleich dem Grund und Boden des Landes, dessen Flagge es trägt. Es kam also hier darauf an, die Indierin abzufassen, bevor sie den Dampfer betrat.

Nach meiner Kenntniß der Verhältnisse hatte ich mir überlegt, daß es besser sei, nicht zu dem Vorstande der Polizeiwache am Hafen zu gehen, weil ich, wenn irgend möglich, eine Einmischung der Polizei und Ablieferung der Indierin an die Gerichte vermeiden wollte. Wer konnte wissen, in wessen Hände dann die Juwelen, welche die Indierin mit sich führte, gelangten. Ich hoffte, durch Ueberraschung und durch die Drohung, daß ich sie festnehmen ließe, wenn sie den Stein nicht gutwillig herausgäbe, zum Ziele zu kommen.

Ich mußte für alle Fälle bis zur Abfahrt des Dampfers am Hafen bleiben und erlangte durch gute Backschischs die Erlaubniß, im Schreibzimmerchen des Zollinspektors, eines schlau blickenden Franzosen, dessen Fenster den Eingang zum Hafen völlig übersehen ließ, mich aufhalten zu dürfen. Es war erst drei Uhr Nachmittags, und ich hatte noch drei Stunden vor mir. Bis jetzt konnte

noch kein Passagier das Schiff betreten haben, weil es noch ganz draußen am Kohlenquai lag und Heizmaterial einnahm.

Ein großer französischer Dampfer fuhr in den Hafen ein und schiffte seine Passagiere am Landungsquai aus. Die gesammte Polizeimannschaft begab sich dorthin. Das war mir sehr lieb.

Endlich kam der große englische Schiffskoloß langsam gegen die Brücke geschwommen und legte dort an. Es stellten sich jetzt auch schon Passagiere ein, die auf das Schiff gingen. Nur Engländer und Europäer, dann einige Perser in hohen schwarzen Mützen und ein paar schwarzbärtige, braune Hindu, mit riesigen Turbanen auf dem Kopf.

Weibliche Passagiere waren bisher nicht erschienen. Doch täuschten mich meine Augen nicht, so schritt, ein paar riesige, festumschnürte Ballen unter dem Arm, dort eine große, dicke Schwarze daher, deren Erscheinung und Gang mir bekannt vorkam.

Ich ergriff einen Feldstecher. Ja, das war unzweifelhaft Limbabje. Jedoch wo war Lolah, ihre indische Herrin? An der Dienerin hatte ich kein weiteres Interesse, die trug den kostbaren Stein nicht, davon war ich überzeugt. Das Juwel ließ sicher die Indierin nicht eine Minute von sich. Ich ließ deshalb die Schwarze ruhig gehen, beobachtete aber um so schärfer alle übrigen Personen, die zur Brücke sich hinbewegten. Jetzt sah ich eine verhüllte Frauengestalt langsam und gebeugt den Weg zur Brücke einherschleichen. Trotz der Umhüllung erkannte ich an dem ganz eigenthümlich schlanken Bau dieser Gestalt und dem mir unvergeßlichen plötzlichen scharfen Wenden des Kopfes in dieser Vermummten die Gesuchte. Ich ließ sie vorübergehen, dann eilte ich aus dem Zimmer, schritt ihr schnell nach und legte fest die Hand auf ihre Schulter.

Das Weib fuhr, heftig zusammenschreckend, herum und schaute mit wilden Blicken in mein Gesicht.

„Halt, Diebin!“ rief ich ihr zu. „Zuerst den geraubten Diamanten, und dann kannst Du zu dem Schiffe gehen!“

„Niemals!“ zischte sie mit weit aufgerissenen, wüthenden Augen, und in demselben Moment erhielt ich von ihr einen Schlag in das Gesicht, daß ich zurücktaumelte. Der Zorn ergriff jetzt auch mich. Ich packte den Mantel Lolah's und riß die Davoneilende heftig zurück. Die Indierin stürzte zur Erde, ich wollte sie am Arm ergreifen, um sie aufzuheben und festzuhalten, da verspürte ich einen stechenden Schmerz in meinem Arme und fühlte, daß es warm daran herniederrieselte. Ich erblickte in der Hand des schönen Weibes einen kleinen Dolch.

In diesem Augenblick kam der Zollinspektor auf uns zugestürzt.

„Herr,“ rief ich ihm zu, „dieses Weib hat einen überaus kostbaren Brillanten geraubt. Helfen Sie mir, sie zu fangen.“

Der Inspektor wollte mir Hilfe leisten, aber wie ein Panther sprang die Indierin auf und rannte in wilder Hast dem Schiffe zu. Eine Anzahl Zollbeamter ihr nach.

Wenige Schritte vor der Brücke fing sie plötzlich an zu schwanken, taumelte und fiel zu Boden. Die Zollbeamten hoben sie auf und trugen sie zur Zollwache hin, in das Visitationszimmer für weibliche Personen.

Das Alles ereignete sich in einem Zeitraum von kaum zwei Minuten.

Der Zollinspektor rief zwei europäische Frauen herbei und sagte: „Untersuchen Sie diese Frau nach einem rosa Brillanten!“

Ich hatte mich in das Zimmerchen des Inspektors begeben, und dieser verband mit Hilfe eines Zolldieners meine stark blutende Wunde.

Wenige Minuten später erschien eine der angestellten Frauen und legte vor dem Inspektor auf den Tisch eine lederne Kapsel nieder, ein Amuletfutteral, wie es die Orientalinnen auf der Brust zu tragen pflegen, dessen eigenthümlich geflochtene Lederschnur zerschnitten war. In dem Behälter befand sich ein wahrhaft wunderbarer, wohl wie ein Zehnfrankenstück großer, rosa funkelnder Brillant — das war das verhängnißvolle Juwel. Ich reichte dem Inspektor das Kästchen mit dem Siegelabdruck des Brillanten, der Stein paßte vollkommen hinein.

Der Inspektor nickte. Ich übergab diesem Beamten mein Beglaubigungsschreiben Ephraisi's und ein mit diesem Dokumente angekommenes Schreiben des Barons, in welchem des verschwundenen Brillanten mehrmals Erwähnung geschah. Der Inspektor nickte wieder.

„Durch ihr Benehmen hat diese Person sich sehr verdächtig gemacht," äußerte er. „Sie hat unverkennbar fliehen wollen, wäre sie nicht schuldig, würde sie sich nicht auf solche Weise geberdet und zu derlei verzweifelten Mitteln gegriffen haben. Eigentlich wäre ich verpflichtet, jetzt dem Polizeiminister die Sache zu übergeben, dessen Obliegenheit es ist, solche Vorkommnisse zu behandeln."

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie davon Abstand nehmen würden," fiel ich ein. „Was kann die Behörde jetzt noch nützen? Den Stein habe ich, und daß die Sache sich so verhält, wie ich angegeben habe, darüber sind Sie doch wohl nicht im Zweifel."

„Durchaus nicht," versicherte der Beamte.

„Und im Uebrigen will ich die Person laufen lassen. Mag sie gehen, wohin sie will," fügte ich hinzu.

Gleich darauf sah ich durch das Fenster, wie die Indierin von den zwei europäischen Frauen aus dem Visitationszimmer geführt wurde und wie gebrochen zum Schiffe schlich. Der Inspektor nickte neuerdings zufrieden, und

mir ward es gleichfalls leichter um's Herz, denn es war nicht abzusehen, was geschehen wäre, falls die Indierin jetzt zu schreien und zu toben angefangen und den ihr abgenommenen Stein zurückverlangt hätte. Die Nachwirkung des gestern genommenen Haschisch war offenbar bei ihr eingetreten und für sie verhängnißvoll geworden. Hätte ich diesen Zustand nicht zum Verbündeten gehabt, so würde sie sicher das Schiff erreicht haben, und ich hätte das Nachsehen gehabt. Ich wünschte ihr glückliche Reise, denn was gingen mich die Juwelen und das Geld des gestorbenen Paschas an!

Ich drückte dem Inspektor dankbar die Hand, ließ fünf Napoleons auf sein großes Eintragsjournal gleiten, stiftete im Vorraum hundert Piaster für die Zollwächter und je fünfzig Piaster für die untersuchenden Frauen. Dadurch war ich sicher, daß von der Sache nicht weiter gesprochen würde. Ich schritt durch das Gitterthor des Hafens und nahm mir einen der draußen stehenden Wagen, dessen Kutscher ich den Auftrag gab, mich nach dem Hotel Abbat zu fahren.

Die Angelegenheit war schnell verlaufen, hatte aber eine gefährliche Wendung genommen, und ich war nur deshalb dem sicheren Tode entgangen, weil ich im letzten Moment eine verdächtige Bewegung des Armes der Indierin wahrgenommen hatte und instinktiv zurückgewichen war. Dadurch traf der Stoß statt meines Halses nur meinen Oberarm.

Ich hatte jetzt den kostbaren Stein wieder erlangt und einen Werth von dreihunderttausend Franken dem alten Levantiner gerettet. So durfte ich ohne das drückende Gefühl, ein Geschenk zu erhalten, die ausgesetzte Belohnung als redlich verdient an mich nehmen, denn auch über das Schicksal seines Sohnes war das Dunkel ja jetzt gelichtet. Was ein Mensch durch Entschlossenheit in dieser

Sache leisten konnte, war durch mich geschehen. Zweimal hatte ich mein Leben hierbei auf's Spiel gesetzt.

Meine Wunde fing jetzt an sehr heftig zu brennen, und mir fiel plötzlich ein, daß es auf Java nicht selten sei, vergifteter Dolche sich zu bedienen. Mein Herz begann heftig zu klopfen, und der Angstschweiß trat mir auf die Stirn, ich fühlte mich schwach zum Sterben. Die Fahrt schien mir eine Ewigkeit zu dauern. Endlich war der Gasthof erreicht. Ich konnte den Wagen nicht allein verlassen, Angestellte hoben mich heraus und führten mich in die Vorhalle. Ich sagte ihnen, daß ich mir den Arm verletzt habe und man sogleich nach einem deutschen Arzt schicken solle.

Man trug mich die Treppe hinauf und legte mich auf das Bett. Der Arzt erschien nach kurzer Zeit, untersuchte die Verwundung genau, fand, der Stich sei fünf Centimeter tief, verletzt seien keine großen Gefäße, doch ein wichtiger Nerv scheine ihm durchschnitten. Die Gefahr einer Vergiftung aber sei als ausgeschlossen zu betrachten. Er verschrieb mir eine beruhigende kühlende Arznei und empfahl mir, nicht ungeduldig zu werden, einige Tage würde ich wohl das Bett hüten müssen.

Am nächsten Tage fand ich mich viel kräftiger, die Wunde schmerzte weniger. Ich folgte den Anordnungen des Heilkünstlers den Tag und die Nacht. An dem darauffolgenden Morgen jedoch reiste ich trotz des Abmahnens des Arztes, den Arm in der Binde, nach Kairo zurück.

Ich hatte an Patrodos telegraphirt, wann ich käme, der alte Herr erwartete mich am Bahnhofe und berichtete mir, daß der Neffe des Paschas, der einzige Erbe desselben, ganz wüthend nach den Entflohenen gesucht habe. Bis Tantah hinauf habe man eifrige Nachforschungen gehalten, auf den vernünftigen Gedanken aber, die beiden flüchtigen Frauen im Hafen von Alexandrien zu suchen, scheine man

nicht gekommen zu sein. Der Erbe behauptete, daß wenigstens eine halbe Million Franken an Kostbarkeiten und ebensoviel an englischen und französischen Werthpapieren fehle.

Meine Wunde heilte normal, die Beweglichkeit meines Armes stellte sich jedoch nicht wieder ein. Er hing schwer und stumpf hernieder, die Befürchtung, daß er gelähmt bleiben könne, schien gerechtfertigt. Das war doch ein theurer Preis, um welchen ich dem reichen Manne sein Juwel wieder verschafft hatte.

Meine Nachforschungen nach der Leiche des jungen Levantiners blieben erfolglos. Nach acht Tagen gab ich sie als völlig aussichtslos auf, berichtete dem Baron Ephraisi in einem ausführlichen Schreiben meine Erlebnisse so schonend wie möglich, ruhte mich noch einige Tage von den Strapazen und Aufregungen der letzten sturmvollen Unternehmungen aus und reiste dann nach der alten Hauptstadt des Türkenreiches zurück.

Der Baron erwartete mich an der Zollstätte. Es war ein trauriges Wiedersehen. Der alte, gramgebeugte Mann fiel mir weinend um den Hals.

Ich war nur drei Wochen fern gewesen, aber was hatte ich in dieser kurzen Spanne Zeit erlebt! Ein ganzes Stück Welt dieses glänzenden farbenprächtigen Orientes, dieses schimmernden Märchens, unter dessen verlockenden Schleiern so viel Schlangen lauern, war auf mich eingestürmt. Ich war auch körperlich nicht mehr derselbe, denn mein Arm hing nahezu gelähmt an meiner Schulter. War ich schon vorher geneigt, meinen Dienst bei der Gesandtschaft aufzugeben, so war dies ein Grund mehr dafür. Ich kam um meine Entlassung ein. Der alte Baron hatte für mein Wirken in seiner Angelegenheit mich wahrhaft königlich belohnt, er hatte mir hunderttausend Franken ausgezahlt, und ich konnte jetzt von den Zinsen meines

Kapitals leben, jedoch hatte ich diese Unabhängigkeit doch recht theuer erkauft.

Ich wartete die Rückkehr meines Chefs ab, erhielt meinen Abschied aus dem Staatsdienst in allen Ehren und ging nach Deutschland zurück. Geleitet von der Hoffnung, durch den Gebrauch der heißen Bäder vielleicht doch noch eine Heilung meines Armes erreichen zu können, ließ ich mich in Wiesbaden nieder. Doch die Quellen erwiesen sich als unwirksam. Ich mußte mich in mein Schicksal ergeben.

Ich ließ mich darauf dauernd in meiner Vaterstadt als Rechtsanwalt und Notar nieder, und dort sitze ich noch. Meine Praxis ist gut, mein Name steht in Ehren und Ansehen.

Ich bin jetzt ein alter Mann, viele Jahre sind es her, seit ich das eben erzählte Abenteuer in Kairo erlebte. Ich denke noch oft daran, denn es ist einer der für mich merkwürdigsten und interessantesten Abschnitte meiner Thätigkeit als Kriminalbeamter und zugleich ein Stück Orient, ein Bild des Lebens aus dem üppigen Kairo unter der Herrschaft Ismaïl's.

In dem jüngſten Staate der Union.

Bilder aus dem nordamerikaniſchen Weſten. Von **Fred Morris.**

Mit 12 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wie bekannt, ſtellt in dem Sternenbanner der nordamerikaniſchen Union jeder einzelne Stern einen Staat des größten Staatenbundes der Erde dar. Bisher wies das Banner 44 Sterne auf; am 17. Juli 1894 hat der Präſident eine Bill unterzeichnet, wodurch das bisherige, 220,063 Quadratkilometer große, etwa 250,000 Einwohner umfaſſende Territorium Utah zu einem Staate erhoben wurde.

Nun iſt alſo ein 45. Stern dem Unionsbanner hinzugefügt worden, und dies iſt uns um ſo mehr ein Anlaß, die Leſer zu einem Ausfluge im Geiſte nach dem jüngſten Staate der Union aufzufordern, als in Utah, wo ſich die Mormonen niedergelaſſen haben, gegenwärtig auf Grund neuerer Geſetze ein ſehr ſtrenger Kampf gegen das Unweſen der Vielweiberei und den ganzen Mormonismus geführt wird, der vorausſichtlich mit der gänzlichen Niederlage der „Heiligen des jüngſten Tages“ endigen wird.

Der Weg in das Mormonenland iſt, ob man von Oſten her mit der Union-Pacific-Eiſenbahn oder der Denver- und Rio-Grande-Eiſenbahn vom Miſſiſſippi oder

siedelten, ein Theil Mexikos, wurde jedoch im folgenden Jahre gleichzeitig mit Kalifornien an die Vereinigten Staaten abgetreten. Durchweg bildet das Land eine unfruchtbare, von den Ketten der Uintah- und Wahsatch-gebirge durchzogene Alkaliwüste, und nur der nordöstlichste Winkel ist ebenso fruchtbar wie reich an Edelmetallen.

Die Hauptstadt des Staates ist Salt Lake City, das Mormonenheim am Großen Salzsee, 58 Kilometer südlich von Ogden, wohin wir nun auf der Utahs-Centralbahn fahren, die sich bei Ogden von der großen Pacific-Bahn abzweigt.

Joseph oder Joe Smith, der Begründer des Mormonenthums, der von einem Engel des Herrn das „Buch Mormon", die Mormonenbibel, empfangen zu haben behauptete, gründete 1839 auf einem Hügel am Mississippi in Illinois die Stadt Nauvoo, das erste „neue Zion". Wegen der Anfeindungen der übrigen Bevölkerung, welchen Smith und sein Bruder zum Opfer fielen, verließen die Anhänger der neuen Lehre 1847 unter Brigham Young ihre Wohnstätten. Dieser hatte ihnen verheißen, wie einst Moses die Israeliten durch die Wüste in's gelobte Land, so auch sie zu einem Eden zu geleiten, das ihm im Traum gezeigt worden sei. Mit 143 Begleitern, unter denen nur einige Frauen waren, stieg der Prophet nach sechsmonatlicher mühsamer Wanderung am 24. Juli 1847 in das Salzseethal hinab, wo damals freilich weder Milch noch Honig floß. Die einzige Aehnlichkeit mit dem gelobten Lande war vielmehr der gewaltige, 150 Kilometer lange und 72 Kilometer breite Große Salzsee, der als ein Seitenstück des Todten Meeres gelten kann, da er mit gesättigter Soole erfüllt ist, keinerlei lebende Wesen enthält, und in seinem Wasser der menschliche Körper ohne Mühe von selbst schwimmt.

Ohne Zweifel ist Brigham Young nach Allem, was

gelb angestrichene „Löwenhaus", sowie den „Bienenkorb", den Harem dieses Vielbeweibten, das Weiße Haus und den sogenannten Amelia-Palast enthält. Keineswegs gab es übrigens von Anfang an Vielweiberei, die sogenannte „Plurality", unter den Mormonen, sondern erst Young führte sie 1852 ein. Er behauptete allerdings, daß diese neue Lehre seinem Vorgänger bereits 1843 offenbart worden sei, und drang damit gegen den heftigen Widerstand eines Theiles der Gemeinde durch. Als er am 29. August 1877 starb, hinterließ er nicht weniger als 17 Frauen — eine, Anna Eliza Young, war ihm davongelaufen und hatte einen Prozeß gegen ihn geführt — sowie 16 Söhne und 28 Töchter; 12 Kinder waren schon vor ihm gestorben.

Neben dem Palaste Young's steht in einem ganz mit einer 4 Meter hohen Mauer umgebenen Quadrat das nur Mitgliedern der Gemeinde zugängliche, mit Fresken geschmückte Endowment- oder Versammlungshaus (zugleich die Schatzkammer, in welche die Gläubigen ein Zehntel aller Erträgnisse für den Gebrauch der Kirche abliefern müssen); der neue große Tempel für die religiösen Weiheceremonien aus weißem Granit mit sechs Thürmen, welcher nach einer Arbeit von mehreren Jahrzehnten nun endlich vollendet ist, und der riesige, aber häßliche, an eine Käseglocke erinnernde Bau des alten Tabernakels.

Letzteres, in dem bisher der Gottesdienst, aber auch alle möglichen Vorträge u. s. w. gehalten wurden, ist — wie A. Kappler es sehr anschaulich schildert — „eine große, unschöne, längliche Halle, deren ovales Dach mit schieferfarbigen Schindeln gedeckt ist. Da die viereckigen Pfeiler, die dasselbe tragen, sehr niedrig sind, und blos das Dach über die Umgebungsmauer hervorragt, so meinte ich, als ich es zum ersten Male sah, es wäre ein Erdhügel. Eine Menge Thüren führen in das Tabernakel, dessen unterer Raum ganz mit Sitzplätzen versehen ist, während auch

scheinlich noch von der Feier des 4. Juli, dem nordamerikanischen Unabhängigkeitsfest, her. Außer dem erwähnten Abendmahlstisch war noch in der Nähe desselben im Mittelgange ein auf vier metallenen Löwen ruhender Springbrunnen. Während gegen zwei Uhr sich die Kirche mit Andächtigen füllte, ertönte ein liebliches Präludium der Orgel, in dem ich Melodien aus bekannten Opern zu vernehmen glaubte. Auf dem mit einem weißen Tafeltuch bedeckten Tische standen sechs große silberne Krüge, zwölf Becher und mehrere silberne Körbchen.

Als endlich Alles Platz genommen hatte, begann der Gottesdienst mit einem schönen Gesang unter Begleitung der Orgel; es waren zwei Chöre von Männern und Frauen, die dann einzeln oder vereint Kantaten ausführten, wie ich sie schöner nie gehört habe. Während dieses Gesanges, an dem sich die Gemeinde nicht betheiligte, wie denn auch Niemand ein Buch bei sich hatte, waren sieben Männer in gewöhnlicher Kleidung an den Tisch getreten und beschäftigt, viele Leibe weißen Brodes in kleine Stückchen zu zertheilen, womit die silbernen Körbe gefüllt wurden, mit denen andere Männer im Saale herumgingen und jedem der Anwesenden ein Stückchen mittheilten. Zwei Prediger, ebenfalls in bürgerlicher Kleidung, hielten von der Tribüne herab ihre Reden, deren jede eine halbe Stunde dauerte; da ich aber zu weit entfernt war, konnte ich sie nicht verstehen. Jeder kam bei seiner Rede sehr in Eifer, mußte sich aber gefallen lassen, daß ein Anderer, der ebenfalls auf der Tribüne saß, ihm in die Rede fiel und, wie es schien, ihn bestritt, bis dann endlich die Predigten beendigt waren und der Chorgesang den Gottesdienst schloß. Während der Reden, und nachdem das Brod ausgetheilt, wurden die Kannen gefüllt und mit den silbernen Bechern die Gemeinde mit Wasser aus dem Springbrunnen regalirt."

Man muß es der Mormonenkirche lassen, daß sie ihre

Golde angefertigten Nagel darstellend, welche auch mit drei Schlägen auf der Glocke des Kapitols wiederholt wurden.

Nunmehr war der amerikanische Kontinent in Schienen gefesselt, die Ueberlandbahn vollendet, aber nun war es auch vorbei mit der Abgeschlossenheit des „neuen Zion". Massenhaft kamen fortan Nichtmormonen, von den Anhängern Young's „Gentiles" oder Heiden genannt, in das Land. In der Stadt Corinne an der Central-Pacific-Bahn erlangten die Eindringlinge bereits im Jahre 1876 die Mehrheit, was zur Folge hatte, daß die Mormonen sämmtlich dieser von ihnen gegründeten Stadt den Rücken kehrten. Bald schwoll aber auch in der Salzseestadt selbst die Zahl der „Gentiles" mehr und mehr an, die gegenwärtig bereits zwei Drittel der Gesammtbevölkerung ausmachen. Es entstanden dort mehrere nicht mormonische Zeitungen, welche die dunklen Schattenseiten des Mormonenthums ohne Schonung aufdeckten und namentlich auch frühere Unthaten gegen Andersgläubige, insbesondere die Morde der Daniten oder Würgeengel enthüllten, was zur Folge hatte, daß 1877 der Mormonenbischof Lee wegen der durch ihn — zweifellos unter Mitwissenschaft Young's — anbefohlenen Niedermetzelung einer Auswandererschaar zum Tode verurtheilt wurde.

Unter diesen Umständen wäre es sicherlich unter den fanatischen Mormonen und den im Anfange natürlich an Zahl wesentlich schwächeren Eindringlingen oft zu erbitterten Kämpfen gekommen, wenn nicht die Besatzung des von der Union unweit der Stadt — mehr zu ihrer Ueberwachung als zu ihrem Schutze — angelegten Forts bei Camp Douglas stets bereit gewesen wäre, in solchen Fällen mit Waffengewalt zum Schutze der Einwanderer einzuschreiten.

Auch durch die Gesetzgebung suchte die Unionsregierung der Vielweiberei des Mormonenthums beizukommen, indessen Jahrzehnte hindurch ohne allen Erfolg.

predigten noch geſtatteten. Dann hieß es: „Da von den Vereinigten Staaten Geſetze erlaſſen worden ſind, welche die Vielweiberei verbieten, ſo erkläre ich hiermit meinen Entſchluß, dieſen Geſetzen Folge zu leiſten und meinen Einfluß aufzubieten, daß dies auch von Seiten der anderen Mitglieder der Kirche, der ich vorſtehe, geſchehe. . . . Ich erkläre auch, daß ich hiermit den Heiligen der letzten Tage den Rath ertheile, von ſolchen ungeſetzlichen Heirathen abzuſtehen.“

Aus einer Berathung der Presbyter der Mormonen ging ferner ein neues Glaubensbekenntniß der Sekte hervor, deſſen Artikel 12 die Aufhebung der Vielweiberei ausſprach.

Seitdem ſind die „Heiligen des jüngſten Tages“ alſo keine Polygamiſten mehr. In der That wird man heute in Salt Lake City, ſeitdem Zuchthausſtrafe auf das Verbrechen der Vielweiberei geſetzt iſt, und Spione der Unionsregierung — die ſogenannten „deputy marshals“ — überall auf Uebertreter der geſetzlichen Vorſchriften fahnden, kaum noch Mormonenfamilien alten Schlages finden, in denen der Mann einen ganzen Harem und eine dementſprechende Kinderſchaar um ſich verſammelte.

Wie es heißt, ſollen die Führer der Sekte aber mit dem Plane umgehen, eine Auswanderung der „Heiligen“ im Großen nach wenig beſiedelten Landſtrichen des nördlichen Mexiko in's Werk zu ſetzen, um dort abermals ein neues Zion zu errichten. Sie ſollen bereits ein gewaltiges Gelände im Staate Chihuahua angekauft und eine größere Anzahl von Familien vorausgeſandt haben, um die Ueberſiedelung der übrigen vorzubereiten.

Außer in Utah finden ſich Mormonen in größerer Anzahl noch in dem benachbarten Idaho, ferner in Arizona, Wyoming, Neu-Mexiko, Nevada und Kolorado. Dann gibt es auch noch in verſchiedenen anderen Staaten nicht-

thum zu einer unbedeutenden Sekte, deren es ja in Nordamerika unzählige gibt, herabſinken oder ganz verſchwinden, ſo wird jedenfalls die Schöpfung ihrer blühenden Niederlaſſungen in der ehemaligen Wüſte von Utah den „Heiligen des jüngſten Tages“ einen dauernden Platz in der amerikaniſchen Koloniſationsgeſchichte ſichern.

Prinz Dschem und die „schöne Helena“.

Nach Quellen erzählt von **J. v. Ettmüller.**

(Nachdruck verboten.)

Den „armen, den unglücklichen, den unseligen Dschem!“ also nannten schon seine Zeitgenossen mit Recht den Bruder und Nebenbuhler Sultan Bajesid's II., und in der That ist das Schicksal dieses hochbegabten Prinzen ein beklagenswerthes gewesen, der, obwohl Feldherr, Staatsmann und Dichter von hervorragender Bedeutung, dennoch im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens nach dreizehnjähriger Gefangenschaft aus dem Leben schied.

Ein Moment kurzen Glückes ward ihm in Südfrankreich, in der Dauphiné, zu Theil, und diese Episode wollen wir dem Leser in ihrer geschichtlichen Wahrheit vorführen.

Es war die Zeit, da die Türken ihren Anlauf zur Weltherrschaft nahmen, bis sie sich, zweihundert Jahre später, vor Wien die Stirne einrannten. Sultan Murad hatte Kleinasien erobert und war bis zur Donau vorgerückt. Mohammed II., genannt der Eroberer, erstürmte Konstantinopel, nahm Trapezunt, die Inseln des Aegäischen Meeres, Griechenland mit Morea, Serbien, Moldau, die Walachei. Er hinterließ bei seinem am 3. Mai 1481 erfolgten Tode zwei Söhne, Bajesid und Dschem; ein dritter, der kriegerische Mustapha, war schon vor dem Vater gestorben.

Die Janitscharen hoben Bajesid auf den Thron und riefen ihn als Sultan aus, obwohl es hieß, daß Mohammed selbst dem jüngeren Sohne die Herrschaft zugedacht habe. Da sammelte Dschem in der Provinz Karamanien, deren Gouverneur er war, eine Armee und kündete seinem Bruder den Krieg an, mit der Begründung, „weil dieser zur Welt gekommen sei, bevor Mohammed das Sultanat erlangt habe, während er, Dschem, auf den Stufen des Thrones geboren sei". Ein Vorwand wie ein anderer, wenn ihn das Glück der Waffen zur Geltung gebracht hätte. Aber Dschem, durch seinen Oberstthofmeister verrathen und von einem Theil seiner Truppen im Stiche gelassen, unterlag in zwei großen Schlachten.

Während seine Anhänger in Konstantinopel nach türkischem Brauche im Stillen erwürgt oder ertränkt wurden, entkam er selbst nach Egypten, wallfahrtete als frommer Muselmann nach Mekka, daher sein Beiname „der Pilger", sodann brach er, mit Kasimbeg, dem ehemaligen Fürsten von Karaman, verbündet, noch einmal in's Reich seines Bruders ein, wurde auf's Neue geschlagen und rettete sich nun zu den fränkischen Johannitern auf Rhodos. Diese empfingen ihn und seine letzten Getreuen mit hohen Ehren, denn solange der Prätendent in ihrer Gewalt war, konnten die Ritter hoffen, einen günstigen Frieden von dem Sultan zu erwirken.

Von Rhodos aus suchte Dschem zunächst durch Sendlinge die Fürsten des Abendlandes in sein Interesse zu ziehen; mit dichterischem Talente begabt, griff er auch zur Feder:

„Daß du froh im Rosenbeet,
Während Dschem in Noth vergeht,
Ist das gerecht?"

also schrieb er an Bajesid. Dieser antwortete in gleichem Style:

„Da mich Gott zum Herrn ernannt,
Daß du dies nicht anerkannt,
Ist das gerecht?
Daß du dich als Pilger zierst,
Aber nach der Krone gierst,
Ist das gerecht?“

Wie die Ordensritter gewünscht hatten, kam auch wirklich eine Uebereinkunft zwischen ihnen und dem Sultan zu Stande, worin dieser dem Orden nicht nur Waffenruhe und ungefährdeten Handelsverkehr zusicherte, sondern auch ein Jahrgeld von 45,000 Dukaten für Dschem's Bewachung.

Alsdann wurde der Prinz mit seinem Gefolge auf einer rhodischen Galeere eingeschifft, weil man ihn auf einer der Komthureien des Ordens in Frankreich in Sicherheit zu bringen wünschte, sowohl um sich seiner gelegentlich gegen den Sultan zu bedienen, als auch um ihn vor Nachstellungen und Mordanschlägen zu bewahren.

Das von dem Neffen des Großmeisters befehligte Schiff landete in Nizza, als aber hier die Pest ausbrach, brachte man ihn nacheinander auf die Schlösser Epilos und Roussillon; und endlich erschien er, im März 1483, mit großem Gefolge, geführt von dem Ordenskomthur von Avignon, auf Rochechinard in der Dauphiné.

Der Prinz wird uns in den zeitgenössischen Quellen geschildert als ein schöner Mann von imponirender Gestalt. Die regelmäßigen Züge gewannen durch die orientalischen Gazellenaugen einen schwärmerischen Ausdruck. Sprachkundig, gebildet, auch mit europäischen Sitten wohl vertraut, bezauberte er Jeden, der in seine Nähe kam; um so mehr, als die morgenländische Feinheit und Geschmeidigkeit, so konventionell und oberflächlich sie auch eigentlich war, von dem rauhen Wesen der grob angelegten Ritter des Abendlandes vortheilhaft abstach.

Würdig und gemessen waren seine Bewegungen; „jeder Zoll ein Fürst", blieb er seines Ranges sich stets wohl bewußt; und da er zudem im Innersten seines Herzens die „Ungläubigen" geringschätzend mißachtete, bedurfte es nicht viel, um mitunter den orientalischen Despoten in ihm hervortreten zu lassen, der er im Grunde geblieben war.

Der umwohnende Adel ermangelte nicht, dem hohen Gaste seine Aufwartung zu machen. Er erwiederte die Besuche, begleitet von dem Schloßherrn von Rochechinard, dem Ritter v. Alleman. Besonders oft erschien er auf der Burg Bastie, wo der Baron v. Sassenage mit seiner schönen Tochter Hof hielt.

Er war ein gewaltiger Herr, der Ritter Jakob Bernhard, Baron v. Sassenage, v. Bastie, Monteilly und anderen Orten, zweiter Baron der Dauphiné u. s. w.; und sein Schloß Sassenage gehört noch heute zu den schönsten und größten ganz Frankreichs. Doch bewohnte er vorzugsweise die Burg Bastie, welche bequemer eingerichtet und freundlicher gelegen war, und empfing daselbst die Grafen, Barone und Ritter der Provinz.

Seine Tochter, Fräulein Philippine v. Sassenage, galt als eine ausnahmsweise Schönheit. Obgleich erst sechzehn Jahre alt und kaum aus der Klosterschule St. Just entlassen, hatte sie doch schon in vielen Herzen ein gefährliches Feuer angezündet und sich, in Anspielung auf die Urheberin des trojanischen Krieges, deren Abenteuer durch die Troubadours von Schloß zu Schloß gesungen wurden, den Beinamen die „schöne Helena" zugezogen.

Sie war eine Kokette im modernen Sinne des Wortes, jedoch in allen Ehren, versteht sich. Die höfische Sitte oder vielmehr Unsitte hatte noch nicht die Provinz gewonnen, wo altväterische Zucht und Strenge herrschten. Zudem hielt der alte Baron gute Wacht.

Auch Prinz Dschem erlag der Macht ihrer Schönheit,

und in seiner doppelten Eigenschaft als Prinz und Orientale erklärte er seine Gefühle mit einem Ungestüm, welches dem Baron v. Sassenage nicht behagte und die anderen Verehrer der Dame vollends vor den Kopf stieß.

Es kam sogar zu heftigen Auftritten. Der Herr v. Alleman, der — auf höheren Befehl — seinem Gaste keinen Schritt von der Seite ging, beschreibt uns eine dieser Scenen:

„Mit gebührender Ehrerbietung kam der Baron v. Sassenage dem Prinzen entgegen und stellte ihm die Anwesenden vor. Dschem wechselte mit Jedem einige Worte, dann fragte er nach dem Fräulein.

‚Wollen Ihre Hoheit sie gütigst entschuldigen,‘ sagte der Baron. ‚Da wir heute einen so hohen Besuch nicht erwarteten, so ist sie nicht in geziemendem Staate —‘

‚Oder vielmehr ist sie mit dem Herrn v. Bressieux beschäftigt,‘ unterbrach der Prinz ihn und runzelte die Stirn. Er wußte, daß dieser Herr förmlich um die Hand des Fräuleins angehalten hatte.

Soeben trat der Baron v. Bressieux in den Saal und hörte diese Worte.

‚Und wenn dem so wäre, Hoheit? Meine Absichten sind ehrlich.‘

‚Ich will mit Fräulein Philippine sprechen, und zwar unverzüglich!‘ also wandte sich Dschem gegen den Hausherrn. ‚Wollet mich also zu ihr führen!‘

Sassenage verneigte sich und geleitete den Prinzen in den Garten, wo die Dame zwischen Blumen sich erging.

In farbenreicher Bildersprache beschrieb Dschem den Zustand seines verliebten Herzens und beschwor auf's Neue die ‚schöne Rose von Frangistan‘, wie er sie nannte, seine Neigung zu erwiedern.

‚Sie sind gewohnt, Hoheit, mit Sklavinnen zu verkehren,‘ gab Philippine ausweichend zur Antwort, ‚und

das entschuldigt Ihre Dreistigkeit. Doch vergessen Sie nicht, daß ich, wenn auch zu gering für eine Krone —‘

‚Zu gering für eine Krone, Fräulein? Im Gegentheil, auch die schönste aller Kronen ist noch zu gering für Sie! Es steht mir zur Zeit nicht an, mehr zu sagen. Doch glaube ich an mein gutes Recht und an meinen Stern. Lassen Sie mir also wenigstens die Hoffnung für die Zukunft. Und wenn dereinst der König von Frankreich selbst für seinen Bruder, den Sultan Dschem, den Brautwerber macht —‘

Er wurde durch Herrn v. Bressieux gestört, den die Eifersucht herbeiführte; unwillig fuhr der Prinz den Ritter an:

‚Sie haben mich nicht verstanden, Herr v. Bressieux? Ein- für allemal machen Sie mir das Vergnügen, nie in meiner Nähe zu erscheinen, wenn ich mit Fräulein v. Sassenage rede!‘

Dem Herrn v. Bressieux stieg das Blut in den Kopf. ‚Die schuldige Ehrfurcht vorbehalten, erlaube ich mir doch die Bemerkung, daß wir nicht am Bosporus sind, und daß Ihr Halbmond zu schwach leuchtet, um uns hier zu erschrecken!‘

Darauf zog er sich zurück, trotzigen Schrittes und mit den Sporen klirrend.“

Immer öfter kam der Prinz mit der verführerischen „schönen Helena“ zusammen. Zu ihren Ehren zeigte er seine Kraft und die orientalische Fechtkunst auf einem Turniere zu Grenoble. Jagte er, so endete sein Ausflug stets auf Bastie. Fräulein v. Sassenage ihrerseits entmuthigte ihn nicht. Es ist wohl möglich, daß schließlich neben zärteren Gefühlen auch ehrgeizige Gedanken in ihr keimten. Selbst der Baron, ihr Vater, spielte eine Doppelrolle. Weder verschloß er dem Prinzen seine Thür, noch schickte er die Tochter fort, etwa zu Verwandten oder in

ein Kloſter, was auch ein Ausweg geweſen wäre. Gleichzeitig aber mahnte er den Herrn v. Breſſieux und andere Bewerber zur Geduld und hieß ſie neue Hoffnung faſſen.

Da machten die Herren vom Johanniterorden dem Romane ein jähes Ende.

Die Johanniter hatten mit der Gefangenhaltung des Prinzen ein gutes Geſchäft gemacht, da der Sultan ihnen die Jahrgelder regelmäßig auszahlte, und das gefiel ihnen ſo wohl, daß ſie Alles aufboten, den Prinzen auch fernerhin unter ihrer Botmäßigkeit zu halten. Seine Briefe wurden von ihnen unterdrückt, ſeine Sendlinge aufgehoben. Aeußerlich freilich mußte ihm der Schein der Freiheit gewahrt werden; ſo blieb ihm ſein türkiſcher Hofſtaat, ſogar eine kleine Leibwache. Aber man ließ ihn nie aus den Augen, und ergebene Freunde des Ordens, wie der Ritter v. Alleman und Andere, halfen ihn bewachen.

Bald ging man noch weiter.

Während der Prinz jagte und turnierte, baute man in Bourganeux einen feſten, unzugänglichen Thurm. Dorthin wurde Dſchem plötzlich über Nacht gebracht.

Doch wurde die Sache bald ruchbar; die Könige von Frankreich und Ungarn, die Republiken Venedig und Genua reklamirten — natürlich nicht aus Menſchenfreundlichkeit, ſondern um ſich ebenfalls des Prinzen und ſeines Namens wider die Osmanen zu bedienen. Vorerſt deckten ſich die Johanniter durch gefälſchte Briefe, welche ihnen der Privatſekretär des Prinzen, den ſie beſtochen, anfertigte. Ja, auf gleichem Wege entlockten ſie der nach Egypten geflüchteten Mutter Dſchem's bedeutende Summen, angeblich zu deſſen politiſchen Zwecken, in Wirklichkeit aber ſteckten ſie das Geld ruhig in ihre eigene Taſche. Erſt als wiederholte Befreiungsverſuche die Bewachung des Prinzen gar zu ſehr erſchwerten, gab der Ordensmeiſter ſeine Zuſtimmung, daß der Gefangene nach Rom gebracht werde.

Wie ein souveräner Fürst mit großem Prunke eingeholt, wurde ihm ein schöner Palast angewiesen; doch sollte er auch fernerhin unter der Obhut einer aus Rhodiser Rittern gebildeten Wache stehen. Er empfing selbst einen Botschafter des Sultans, den Aga Mustapha, mit einem freundlichen Briefe und Geschenken; aber der gleiche Mustapha bot eine Entschädigung im Betrage von 400,000 Dukaten, „wenn dem Prinzen Dschem etwas Menschliches zustoßen sollte, daß er von den Bedrängnissen dieser Welt erlöst und seine Seele in eine andere Welt versetzt würde, wo er besser der Ruhe genießen könne."

Jetzt erst gelangte der Prinz zu zuverlässigen Nachrichten von der Welt, von der ihn die Ritter so lange gänzlich getrennt hatten. Es war wenig Erfreuliches. Da weder seine Gesandten, noch seine Briefe an ihr Ziel gelangt waren, so zerfielen seine politischen Kombinationen sämmtlich.

Noch schlimmer stand es mit seinen Herzensangelegenheiten. Bald nach seiner Abreise hatte die „schöne Helena", Fräulein v. Sassenage, den Baron v. Bressieux geheirathet.

Von allen Seiten verlassen, verrathen und verkauft, wie er nun selbst erkannte, bot Dschem seinem Bruder, dem Sultan, offene und unbedingte Unterwerfung an, unter der einzigen Bedingung, sich unbehelligt nach Egypten zurückziehen zu dürfen. Er meinte es wohl ehrlich, aber Bajesid traute ihm nicht und erwiederte, es sei besser für sie Beide, wenn der Prinz bleibe, wo er jetzt sei.

Traurig dichtete der Prinz:

„Schau die Fluth, sie peitscht die Steine, schau!
Mich erblickend, flieht sie jammernd, schau!
Mich erblickend, weinen Wolken Thau!
Mich erblickend, grollen Donner, schau!
Schmerz zerreißt der Morgendämmerung Grau!
Blut vergießt sie, mich erblickend, schau!"

Der König von Frankreich, Karl VIII., der um dieſe Zeit in Italien Krieg führte, zog Ende 1494 ſiegreich in Rom ein. Er verlangte in dem Friedensvertrage, daß man ihm den osmaniſchen Prinzen gegen Entſchädigung auf ſechs Monate ausliefere. Dies geſchah, aber noch befand ſich Karl VIII. mit ſeinem Gefangenen auf römiſchem Gebiet, als Dſchem erkrankte. Sein Geſicht ſchwoll auf, die Glieder waren wie gelähmt; ein feines Gift vollbrachte mit fürchterlicher Raſchheit ſeine zerſtörende Arbeit. Dſchem erkannte ſeinen Zuſtand und diktirte in einem Briefe an Bajeſid ſeinen letzten Willen. Er empfahl ſeine Getreuen der Gnade des Sultans und bat, ſeinen Leichnam nicht in den Händen der Ungläubigen zu laſſen, ſondern nach Konſtantinopel überzuführen. Dann verſchied er unter ſchrecklichen Schmerzen am 24. Februar 1495, nachdem er kurz vorher an der Seite des Königs in Neapel eingezogen war.

Die ferneren Unternehmungen Karl's VIII. waren nicht von Erfolg gekrönt. Mit Mühe und Noth kam er nach Frankreich zurück. Auf dieſem Zuge fand u. A. auch der Herr v. Alleman ſeinen Tod.

Der Baron v. Breſſieux erfreute ſich nicht lange ſeiner ſchönen Hausfrau. Nach zwei Jahren war ſie Wittwe. Sie heirathete nun einen Herrn v. Lurieu, dem ſie zwei Töchter ſchenkte; und nach deſſen Hinſcheiden reichte ſie in dritter Ehe dem Grafen v. Entremont die Hand.

Der Volksmund aber wollte von dieſem proſaiſchen Ausgange nichts wiſſen. Er ließ nach Dſchem's gewaltſamer Entführung Fräulein v. Saſſenage vor Sehnſucht und Schmerz vergehen, und heute noch erzählen ſich die Dauphineſen die alſo ausgeſchmückte, idealiſirte Legende „vom Prinzen Dſchem und der ſchönen Helena".

Die Seeschlacht am Yalufluſſe.

Skizze aus dem chineſiſch-japaniſchen Kriege.

Von

Hans Scharwerker.

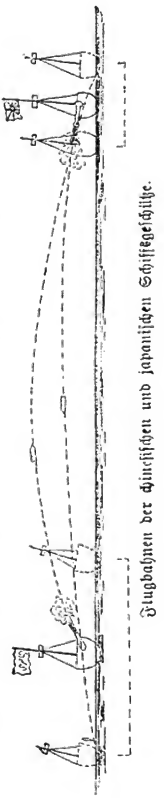
Mit 12 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Zu den entſcheidenden Schlägen, durch welche das junge Inſelreich Japan im jüngſtverfloſſenen Kriege das Rieſenreich China niederwarf, gehört in erſter Reihe die denkwürdige Seeſchlacht an der Yalumündung, in welcher die chineſiſche Nordflotte vollſtändig vernichtet wurde. 12 japaniſche Kreuzer und Torpedoboote fochten hier gegen 12 chineſiſche Kriegsſchiffe und 2 Torpedoboote; es war der erſte große Zuſammenſtoß von Kriegsfahrzeugen moderner Konſtruktion, gleichſam die erſte Probe derſelben im großen Styl, und hat für die Sachverſtändigen aller Länder Ueberraſchungen in Hülle und Fülle gebracht. Die Lehren, die man daraus gezogen hat, werden von allen Großmächten ſorgſam beherzigt, und man kann wohl ſagen, daß ſeit dem Jahre 1870 keine Schlacht ſo ſehr die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe aller militäriſchen Kreiſe erregt hat, als dieſe.

Die Tageszeitungen haben damals viele Einzelheiten gebracht, allein da ihre Korreſpondenten naturgemäß aus

dampfte die Flotte nach der Mündung des Yaluflusses weiter. Sie bestand jetzt insgesammt aus 12 größeren Kriegsschiffen (von denen jedoch einige von veralteter Bauart waren), 4 Kanonenbooten und 6 Torpedobooten. Befehlshaber war Admiral Ting Yu Tschang, ein tapferer und fähiger Seemann, welcher seine Flagge auf dem Ting Yuen geheißt hatte.



Flugbahnen der chinesischen und japanischen Schiffsgeschütze.

Die Ausrüstung der Schiffe war vielfach mangelhaft. Es fehlte sogar theilweise an genügender Munition, woran jedoch allein die lässige Verwaltung in Tientsin die Schuld trug. Den Offizieren und Mannschaften dagegen fehlte es — wenige Ausnahmen abgerechnet — weder an körperlicher noch moralischer Eignung für ihren Beruf. Die Matrosen und Soldaten aus dem Norden Chinas sind kräftige, hohe Gestalten, ausdauernd, genügsam und muthig. Alle brannten vor Verlangen, sich mit den Japanern zu messen.

Die Flotte erreichte am Nachmittag des 16. September ohne Unfall die Yalumündung. Die Transportschiffe, geleitet von den Kriegsschiffen Ping Yuen und Kwang Ping, sowie den Kanonenbooten und Torpedobooten, kreuzten die Barre, liefen etwa 25 Kilometer flußaufwärts und schifften ihre Leute und das Kriegsmaterial während der Nacht aus, während der größte Theil des Geschwaders vor der Barre Anker warf.

So brach der denkwürdige 17. September an — ein klarer, herrlicher Tag. Blau lachte der Himmel, und eine leichte Brise kräuselte die Oberfläche der See. Niemand

dachte an einen ernſten Zuſammenſtoß mit dem Feinde, den man weit entfernt glaubte; vielmehr begann der Dienſt auf den Schiffen wie gewöhnlich.

Der Vormittag verfloß, die Mannſchaften hatten gerade Ruhepauſe, und die Köche waren eifrig mit der Zubereitung des Mittagmahles beſchäftigt, als der Ausguck auf dem Maſte des Tſchen Yuen am Horizonte den Rauch nahender japaniſcher Schiffe erſpähte. Unmittelbar darauf wurde der Feind auch von den anderen Schiffen bemerkt und alsbald ertönten überall die Signalhörner. Der „Offiziersruf" und „Klar Schiff zum Gefecht" ſchallte über die blauen Waſſer. Auf Deck begann es ſich überall ameiſenartig zu regen. Wolken dicken ſchwarzen Rauches ſchoſſen aus den Schloten, ein Zeichen, daß die Heizer drunten in den Maſchinen am Werke waren, ſo ſchnell wie möglich die höchſte Dampfſpannung zu erzeugen, damit es den Schiffen in dem folgenden Kampfe auf Leben und Tod nicht an Athem mangele. Dieſe ſchwarzen Rauchwolken hatten den Japanern die Lage der chineſiſchen Schiffe verrathen, auch bei ihnen wuchſen die ausgeſtoßenen Rauchmaſſen an Dicke und Höhe, und ſie näherten ſich ſchnell.

Inzwiſchen heißte das Admiralsſchiff das Signal „Anker auf!" und die chineſiſche Flotte ſetzte ſich in Bewegung; die Mitte nahmen der Ting Yuen und der Tſchen Yuen ein, beides ſchwere Schlachtſchiffe von 7430 Tonnen Waſſerverdrängung, rechts und links ſchloſſen ſich die ſchwächeren Schiffe an, im Ganzen zehn. Denn der Ping Yuen und Kwang Ping mit den beiden Torpedobooten Fu Lung und Tſo Yih kamen erſt während des Gefechtes herbei; die 4 übrigen Torpedoboote und die 4 Kanonenboote, welche die Transportſchiffe begleitet hatten, nahmen gar nicht mehr an der Seeſchlacht Theil.

Jetzt kam die japaniſche Flotte angedampft, und die Chineſen ſahen, daß ſie es mit den vereinigten japaniſchen

Gebiete theoretiſch annahm. Hatten die Chineſen ſchwerere Panzer, ſo beſaßen die japaniſchen Schiffe ein entſchiedenes Uebergewicht durch ihre größere Schnelligkeit und Beweglichkeit; und die Wirkung der ſchwereren Geſchütze der Chineſen wurde im Gefechte, wo es auf das Treffen, nicht auf den Knall ankommt, mehr als ausgeglichen durch die Ueberlegenheit der Japaner an Schnellfeuerkanonen und Maſchinengeſchützen, deren Raſanz und Trefſicherheit eine weit größere iſt, als die der Rieſenkanonen.

Unſere kleine ſchematiſche Zeichnung zeigt dies Verhältniß auf anſchauliche Weiſe dem Leſer. Rechts ſind japaniſche, links chineſiſche Schiffe. Obgleich letztere normalen Abſtand haben, beſtreicht das japaniſche Geſchoß bei ſeiner geraderen Fluglinie doch gleichzeitig das Deck des erſten, erreicht den Rumpf des zweiten und auch den des dritten noch unmittelbar an der Waſſerlinie. Das chineſiſche Geſchoß hätte bei dem großen Bogen, den es beſchreibt, eine gleiche Treffmöglichkeit nur dann, wenn die feindlichen Schiffe unmittelbar nebeneinander lägen, was ja in Wirklichkeit bei einer Seeſchlacht nicht vorkommt. Eine der bedeutendſten Lehren, die uns die Schlacht am Yalufluſſe ertheilt hat, iſt denn auch in der That die, daß die kleineren Schnellfeuergeſchütze in der Seeſchlacht, wo bei dem Schwanken der Schiffe das Zielen ohnehin ſo ſehr ſchwierig und unſicher iſt, von größerer Wirkung ſind, als die ſchweren Kaliber, und Schnelligkeit und Beweglichkeit eines Schiffes unter Umſtänden beſſer ſchützt, als ein dicker Panzer. Von Anfang an manöverirten übrigens die Japaner ausgezeichnet. Die Flotten waren jetzt dicht aneinander, und am Maſte des Ting Yuen ſtieg ſtolz die große gelbe Drachenflage empor, daneben auf dem Fockmaſt die Admiralsflagge. Alle chineſiſchen Schiffe folgten dem Beiſpiel und heißten ihre Flaggen, ebenſo die japaniſchen. Es war ein feſtlicher Anblick, dieſe zweiundzwanzig prächtigen

Schiffe mit wehenden Flaggen unter dem blauen Herbſthimmel daherdampfen zu ſehen, und man hätte denken können, daß es ſich hier um eine freundſchaftliche Begrüßung handle, wären nicht die furchtbaren Zurüſtungen auf und unter Deck der Schiffe geweſen, welche das ſich alsbald entwickelnde Drama ankündigten.

Mit aufgekrempten Aermeln, fertig zum Feuern, ſtanden die Leute an den Geſchützen, mit ſtarren, heißen Augen das Herannahen des Gegners beobachtend. Sand war auf Deck geſtreut, um das Ausgleiten zu verhindern, wenn erſt Blut die Planken bedecken und ſie ſchlüpfrig machen würde. Hier und da lag ein Mann ausgeſtreckt auf dem Bauch, eine Ladung Pulver oder ein Geſchoß im Arm, um ſofort damit bei der Hand zu ſein, wenn es nöthig ſein würde. Eine Kette von Leuten war gebildet bis hinunter zu den Munitionslagern, damit die Geſchoſſe von Hand zu Hand gehen konnten, denn auf Deck darf man keinen Vorrath von Geſchoſſen aufſtapeln. Ringsum war die Schanzverkleidung durch aufgeſtaute Hängematten, durch Sand- und Kohlenſäcke verſtärkt. Dieſe Bruſtwehr ſollte die Leute etwas gegen das Feuer der Maſchinengeſchütze ſichern. Auf der Kommandobrücke ſtanden die Offiziere, mit ihren Gläſern unausgeſetzt die Bewegungen des Gegners beobachtend. Der Lieutenant von der Wache rief von hundert zu hundert Meter die Entfernung aus, welche die Flotten noch trennte.

Die Leute unten bei den Maſchinen waren in faſt ärgerer Spannung als die oben an Deck, da ſie den Feind nicht ſahen, wohl aber jeden Augenblick erwarten konnten, daß ein Geſchoß durch die Schiffswand ſchlagen und bei ihnen Tod und Verderben verbreiten werde. Furchtbar ſind ſolche Augenblicke vor der Schlacht, ſelbſt dem Muthigſten ſchlägt ſchwer und wild das Herz.

Genau um 12 Uhr 20 Minuten eröffnete der Ting

Yuen mit einem Schuß aus dem Steuerbordgeſchütz auf 5000 Meter das Gefecht, und der Tſchen Yuen folgte ſofort. Das Feuern Seitens der chineſiſchen Schiffe wurde jetzt allgemein; erſt einige Minuten ſpäter antworteten die Japaner.

Anfangs thaten die Geſchoſſe auf beiden Seiten wenig Schaden, die Entfernung war noch zu groß, das Zielen zu unſicher. Um ſo ſchmählicher iſt es, daß bereits jetzt zwei der kleineren chineſiſchen Schiffe, der Tſi Yuen und der Kwang Tſchia, deren Kommandanten Feiglinge waren, die Flucht ergriffen und ſo ſchnell als möglich nach Port Arthur dampften, verfolgt von den Flüchen ihrer Kameraden, die ſich im entſcheidenden Augenblicke um faſt ein Fünftel ihrer Stärke geſchwächt ſahen. Die chineſiſche Flotte zählte jetzt nur noch acht Schiffe.

Und nun begannen die Japaner den Angriff im Ernſte. Sie kamen mit der doppelten Geſchwindigkeit der Chineſen von deren linkem Flügel und ſegelten nach dem rechten hinüber, im Vorüberfahren mit jedem chineſiſchen Schiffe Schüſſe wechſelnd. Als ſie den rechten Flügel der Chineſen erreicht hatten, wo die beiden ſchwächſten und älteſten Schiffe derſelben aufgeſtellt waren, nahmen ſie dieſe unter Kreuzfeuer mit ſolchem Erfolge, daß die chineſiſchen Schiffe in Brand geriethen und zu ihrer Rettung eiligſt dem Lande zuflüchten mußten.

Inzwiſchen war es den Chineſen gelungen, das japaniſche Kanonenboot Akagi in ähnliche Bedrängniß zu bringen. Dieſes kleine Schiff hatte ſich mit faſt unbegreiflicher Kühnheit bis dicht an die chineſiſchen Panzer herangewagt, um deren Deck mit ſeinen Schnellfeuergeſchützen beſtreichen zu können. Es war böſe dabei mitgenommen und bereits kampfunfähig geworden, denn es hatte den Hauptmaſt verloren, die Batterie war zum Schweigen gebracht, das Steuer zerſchoſſen und der Kommandant nebſt einem großen

Theil der tapferen Mannſchaft getödtet. Jetzt eilten das japaniſche Flaggſchiff Matſuſchima an der Spitze des Hauptgeſchwaders zur Hilfe herbei, und das Gefecht, das bisher hauptſächlich auf dem rechten Flügel der Chineſen getobt hatte, entwickelte ſich nun auf der ganzen Linie.

Und zwar ſofort zu Ungunſten der Chineſen. Während nämlich die japaniſche Hauptflotte die chineſiſche Linie in der Front angriff, umging das „Fliegende Geſchwader" den durch die Flucht der beiden chineſiſchen Schiffe und die Vernichtung der anderen beiden völlig ungedeckten rechten Flügel der Chineſen und gelangte in deren Rücken.

Der Hiyei, ein japaniſcher Kreuzer, fuhr ſogar verwegen zwiſchen den chineſiſchen Panzern durch, erhielt zwar dabei ſolche Havarien, daß er nahezu am Sinken war, allein die bisher intakt gebliebene chineſiſche Schlachtlinie gerieth durch dieſes verwegene Manöver, wie durch die gelungene Umgehung in Unordnung, und es nützte bei dem überlegenen Feuer der Japaner auch nichts mehr, daß jetzt der Ping Yuen und Kwang Ping nebſt zwei Torpedobooten aus dem Yalufluſſe zur Hilfe herbeieilten. Die Japaner fuhren mit ihren ſchnellen Schiffen beſtändig hin und her und überſchütteten dabei von hinten und vorn die ſchwerfälligeren feindlichen Schiffe mit einem wahren Hagel von Geſchoſſen aus ihren vortrefflich bedienten Schnellfeuergeſchützen und Maſchinenkanonen. Es war zeitweiſe unmöglich, auf Deck der chineſiſchen Schiffe auszuhalten.

Am ſchwerſten bedrängt wurden die beiden chineſiſchen Schlachtſchiffe. Um ihnen Luft zu machen, wagte der ſchöne Tſchih Yuen mit mehr Kühnheit als Geſchick einen Angriff auf das japaniſche „Fliegende Geſchwader" im Rücken der chineſiſchen Schlachtordnung, wohl in der Hoffnung, erſteres zu durchbrechen. Sofort richtete ſich das japaniſche Feuer auf den Tſchih Yuen und alsbald erhielt

er einen Schuß aus ſchwerem Geſchütz dicht unter der Waſſerlinie, ſo daß er ſchnell zu ſinken begann. Der tapfere Kommandant, Tang Schi Tſchang, wollte nicht ungerächt zu Grunde gehen. Er kommandirte: „Fertig zum Rammen!“ und dampfte geradeswegs, des feindlichen Feuers nicht achtend, auf ſeinen Hauptgegner los. Bereits war er dicht heran, da legte ſich der Tſchih Yuen auf die Seite und ſank dann mit dem Bug vorwärts in die Tiefe, die Offiziere, die Ingenieure und die geſammte Mannſchaft mit ſich reißend. Nur ſieben, welchen es gelungen war, die an der Kommandobrücke hängenden Rettungsringe zu ergreifen, wurden von der Fluth der Küſte zugetrieben und dort von einer Dſchonke aufgenommen. Sie waren die einzigen Ueberlebenden.

Auch der chineſiſche Panzerkreuzer Lai Yuen war inzwiſchen in Brand gerathen, ſetzte aber mit ſeinen Bugkanonen entſchloſſen den Kampf fort, während die Hälfte der Mannſchaft auf dem Achterdeck mit Todesverachtung daran arbeitete, die Flammen zu dämpfen.

Der Tſchen Yuen war ſeit einiger Zeit mit dem chineſiſchen Admiralsſchiffe Matſuſchima in heftigem Kampfe geweſen, als es ihm gelang, dieſem mit einem guten Treffer ſo ſchweren Schaden zuzufügen, daß es ſchien, als wolle der Matſuſchima das Gefecht abbrechen. Er zog ſich zurück, gefolgt von einem Theil des Hauptgeſchwaders und lockte die beiden Panzer etwa 5 Kilometer hinter ſich her. Dann erneuerten die Japaner den Angriff mit verdoppelter Wuth, während die Chineſen das Feuer nur langſam erwiedern konnten, denn ihre Munition ging zu Ende. Die japaniſchen Schiffe fuhren beſtändig im Kreiſe um die beiden chineſiſchen Panzer herum und nahmen dieſelben unter ein wahrhaft überwältigendes Feuer, während die zurückgebliebenen, kleineren chineſiſchen Schiffe inzwiſchen von der anderen Hälfte der japaniſchen Flotte nahezu

ihrer Schiffe zu retten, wenn auch in einem Zuſtande, daß auf Monate hinaus an eine Verwendung derſelben im Kampfe nicht gedacht werden konnte. Die chineſiſche Nordflotte war thatſächlich vernichtet, Japan Herr der Meere, und die ferneren Operationen gegen die ſtarken Kriegshäfen Port Arthur und Wei-hai-wei konnten jetzt auf Grund des Sieges am Yaluſluſſe mit der ſicheren Ausſicht auf Gelingen unternommen werden.

Bei Anbruch der Nacht dampften der Ting Yuen, der Tſchen Yuen, der noch immer brennende Lai Yuen, die kleineren Schiffe Tſching Yuen, Ping Yuen und Kwang Ping nebſt den beiden ebenfalls beſchädigten Torpedobooten nach Port Arthur, von den Japanern nicht verfolgt, die vier im Yaluſluſſe gebliebenen Kanonenboote nebſt den vier anderen Torpedobooten erreichten wenige Tage darnach ebenfalls dieſen Zufluchtsort.

Von den überlebenden chineſiſchen Offizieren war faſt keiner unverwundet geblieben. Der Admiral Ting erhielt zwei, der Kommandant Mc. Giffin, jener oben genannte Engländer, deſſen Berichten unſere Ausführungen folgen, ebenfalls mehrere Wunden. Wie die Mannſchaften in's Hoſpital, ſo kamen die Schiffe in's Trockendock, um ausgebeſſert zu werden. China beſaß nach der Seeſchlacht am Yaluſluſſe keine Flotte mehr.

Fragen wir nun nach den Urſachen des Sieges der Japaner und der furchtbaren Niederlage der Chineſen, ſo kommen wir zu dem Ergebniß, daß zwar die Chineſen — einige ſchon angeführte Beiſpiele von Feigheit abgerechnet — nicht minder tapfer gefochten haben, als die Japaner, aber daß es ihnen unleugbar an tüchtigen Führern, an Geſchicklichkeit in der Handhabung ihrer Waffen und an der nöthigen Ausrüſtung fehlte. So beſaß das Torpedoboot Fu Lung nur drei Torpedos und war, nachdem es dieſe nutzlos verſchoſſen hatte, gezwungen, eiligſt das Schlacht-

feld zu räumen. Das andere Torpedoboot erwies sich als leck, und kam gar nicht dazu, seine Torpedos zu gebrauchen. Daß es sogar den Panzerschiffen an Munition gebrach, haben wir schon erwähnt. Alles dies ist ein sprechendes Zeichen für die elende Verwaltung der Mandarinen, die der Vizekönig Li Hung Tschang, Chinas bedeutendster und weitsichtigster Staatsmann, sich vergeblich zu reformiren bemüht hatte. An der Verrottetheit des chinesischen Beamtenthums scheiterten bisher alle Versuche zu einer Besserung der chinesischen Zustände. Der einzige Mann, welcher zur Zeit erkannt hat, daß China einer Erneuerung im modernen Sinne bedarf, wie sie Japan im letzten Menschenalter durchgemacht hat, und der entschlossen ist, nach besten Kräften eine solche anzustreben, ist Li Hung Tschang. Aber er steht allein, und ob es ihm jetzt nach dem Kriege gelingt, ob er mehr Unterstützung bei der Regierung und den Mandarinen findet, muß abgewartet werden. Das chinesische Volk ist so tüchtig wie eines. Dies behaupten alle wirklichen Kenner Ostasiens, aber vielleicht bedarf es eines völligen Umsturzes, um es neuen, besseren Zuständen zuzuführen.

Japan verdankt seinen Sieg der Entschlossenheit, mit der es seit einem Menschenalter sich die Vortheile der europäischen Kultur zu eigen gemacht hat. In der Schlacht am Yaluflusse zeigte es sich, daß es seiner Lehrmeister würdig ist. Nirgends fehlte es. Mit vorzüglichem taktischen Geschick war der Angriff eingeleitet, die Offiziere waren ebenso besonnen wie umsichtig und tapfer, ihrer Mannschaften unbedingt sicher, und an Ausrüstung fehlte nichts. So hat Japan seine Siege nur seiner eigenen Tüchtigkeit zu verdanken, und der Jubel darüber ist ebenso berechtigt wie der Stolz der Japaner. Bilder der Schlacht oder Darstellungen der Audienz, in welcher der Admiral Kaboyama dem Kaiser von Japan persönlich die Sieges-

botſchaft überbrachte, wurden alsbald im ganzen Lande verbreitet, und unſere Wiedergabe eines ſolchen Bildes gibt zugleich unſeren Leſern eine Anſchauung davon, wie weit die japaniſche Illuſtrationskunſt gediehen iſt.

Aus der Schlacht am Yaluſluſſe haben aber die Seemächte des Weſtens zugleich die ſehr wichtige Lehre gezogen, daß der ſchwere Panzer und das ſchwere Geſchütz kein abſolutes Uebergewicht verleiht, ſondern daß die Fahrgeſchwindigkeit des Schiffes bei leichter Panzerung und die Ausſtattung mit leichten, aber ſchnellfeuernden Geſchützen mindeſtens ebenſo wichtig ſind. Bereits erſchallt überall der Ruf nach mehr Panzerkreuzern und mehr Schnellfeuergeſchützen.

Der europäiſche Armenſch.

Nach den neueſten Forſchungen geſchildert von **R. Prior.**

Mit 11 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Zu den wichtigſten und anziehendſten Fragen, welche die Wiſſenſchaft zu beantworten hat, gehört die nach dem erſten Auftreten des „Herrn der Schöpfung“ auf unſerer Erde.

Die Geologie, die Paläontologie und die Archäologie mußten ſich vereinigen, um dies Problem löſen zu können, und wenn die Löſung auch noch nicht als eine unbedingt feſtſtehende angeſehen werden darf, ſo wird es unſere Leſer doch zu erfahren intereſſiren, was ſich bisher über den Zeitpunkt des Erſcheinens der erſten menſchlichen Weſen in Europa und über die Lebensweiſe jener Urmenſchen hat feſtſtellen laſſen.

Die Anfänge der wiſſenſchaftlichen Geologie und Paläontologie erſtreckten ſich zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in erſter Linie auf das Suchen nach Zeugniſſen jener unter dem Namen „Sintfluth“ bekannten gewaltigen Kataſtrophe. Ueberall entdeckte man verſteinerte Land- und Seethiere als Zeugen der ungeheuren Fluth, die Alles unter Waſſer geſetzt hatte, und der Schluß lag nahe, daß doch nothwendig auch Reſte der dabei zu Grunde ge-

gangenen „diluvialen Menschen" in den Erdschichten aufzufinden sein müßten.

Der gelehrte Schweizer Scheuchzer war es, der in seiner, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienenen „Physica sacra" Versteinerungen aus den Oeninger Schieferbrüchen abbilden ließ, in denen er menschliche Knochen zu erkennen glaubte. Ueber seiner Beschreibung aber steht der berühmt gewordene Vers:

„Betrübtes Bein-Gerüst von einem alten Sünder,
Erweiche Stein und Hertz der neuen Boßheits-Kinder."

Es wurden nun noch mehrfach unter den Knochen vorsintfluthlicher Thiere auch Menschenknochen gefunden, doch konnte durch den damals herrschenden Einfluß Cuvier's trotzdem die Ansicht nicht durchdringen, daß jene Funde für die Anwesenheit des Menschen in Europa während der diluvialen Zeit beweisend seien. Cuvier hielt nämlich an der von ihm aufgestellten Katastrophentheorie fest, die verschiedene, durch gewaltige Erdrevolutionen getrennte Schöpfungsepochen annahm. Jede derartige Revolution sollte die organischen Schöpfungen der vorausgegangenen geologischen Epoche völlig vernichtet haben, so daß die Erde jedesmal durch Neuschöpfung von Organismen abermals bevölkert worden sein müßte. So sollte nun auch das Diluvium, die zweitjüngste geologische Epoche, von dem Alluvium, in dem wir leben, durch eine solche Alles vernichtende Katastrophe getrennt sein. Man gab sich bald gar keine Mühe mehr, nach dem „diluvialen Menschen" zu suchen, bis dann die Untersuchungen des großen englischen Geologen Lyell, die der Darwin'schen Theorie Bahn brachen, eine gänzlich veränderte Anschauung von dem Wesen der Schöpfungsepochen herbeiführten.

Die Frage nach dem Urmenschen wurde auf's Neue aufgeworfen. „Nun erinnerte man sich wieder," sagt der gelehrte Anthropologe Dr. Johannes Ranke, „daß schon

lange Funde von Menschenknochen und sogar von rohen, doch zweifellos von Menschen herrührenden Kunsterzeugnissen signalisirt worden waren, aus denen man auf eine Gleichzeitigkeit der Menschen mit den wichtigsten diluvialen Thieren schließen dürfte. Bald gelang es nun der wissenschaftlichen Forschung, mit aller Bestimmtheit zu beweisen, daß der Mensch wirklich schon in der der jetzigen geologischen Epoche, dem Alluvium, vorausgehenden Diluvialepoche trotz des Cuvier'schen Dogmas gleichzeitig mit den großen diluvialen Dickhäutern und ihren Genossen in Europa gelebt habe."

Sein Auftreten fällt, um es noch genauer zu bestimmen, in die sogenannte Eiszeit, die man nicht etwa als ein gleichzeitig über die ganze Erde verbreitetes Phänomen betrachten darf, wie das eine Zeitlang geschah, sondern die vielmehr überall eine lokale Beschränkung erfuhr und in der nördlichen und südlichen Erdhälfte offenbar zu ganz verschiedenen Zeiten aufgetreten ist. In der ganzen Diluvialzeit hat es zwischen Perioden der Kälte, in denen die Gletscher eine ungeheure Ausdehnung erlangten, auch Interglazial- oder Zwischenzeiten gegeben, in denen die Gletscher ungefähr auf ihr heutiges Gebiet zurückgingen, und sich in den eisfrei gewordenen Gebieten ein reiches Thier- und Pflanzenleben entwickeln konnte.

Nach A. Penck, einem unserer scharfsinnigsten Eiszeitgeologen, finden sich alle Spuren des Diluvialmenschen in Europa auf Gebieten, die während der letzten Glazialepoche nicht von Gletschern und Inlandeis bedeckt waren. Das war namentlich das heutige Frankreich, während Deutschland fast ganz unter Eis begraben lag. Aus diesem Grunde ist letzteres arm an Fundplätzen, während man solche in Frankreich ziemlich zahlreich entdeckt hat.

Meist findet man jene diluvialen Ueberreste des Menschen in Höhlen, nebst Knochen des Höhlenbären, der

Erde, nicht über das Diluvialzeitalter hinaus. — Die Frage, wie weit nun wohl jene Zeit hinter unſerer Jetztzeit zurückliegen möge, hat man durch Zahlen zu beantworten geſucht, die freilich außerordentlich voneinander abweichend ausgefallen ſind. Einzelne Forſcher, wie zum Beiſpiel Geikie und Croll, berechnen jene Friſt auf mindeſtens zwei Jahrhunderttauſende, während Andere zu bei Weitem geringeren Zahlen kommen, wie Thomas Belt, der ſich mit 20,000 Jahren begnügt. Oskar Fraas läßt ſogar die letzte Eiszeit für die Gegenden von Mittel- und Nordeuropa zu einer Periode ſtattfinden, als ſich an begünſtigteren Stellen unſerer Erde ſchon ein reiches Kulturleben entfaltet hatte, alſo vor höchſtens ein paar tauſend Jahren. Es ſcheint ja auch in der That Vielerlei dafür zu ſprechen, daß der Menſch erſt verhältnißmäßig ſpät aus Aſien nach Europa eingewandert iſt, und daß die früheſte Urgeſchichte des Menſchen ſich nicht auf unſerem Kontinente, ſondern weiter ſüdlich und öſtlich abgeſpielt hat.

Jenen unmeßbaren Zeitraum hat man nun ferner in verſchiedene Perioden eingetheilt und zwar in ein Zeitalter der Steine, oder richtiger in ein vormetalliſches und in das ſpätere Zeitalter der Metalle. Doch ſind dieſe Perioden und ihre Unterabtheilungen durch zahlreiche Uebergänge verknüpft, ſie laufen nebeneinander her oder ſpielen auch vielfach ineinander über, ſo daß ſich die Gleichaltrigkeit in vielen Fällen gar nicht beſtimmen läßt.

Die Gewäſſer der Diluvialzeit haben gewaltige Ablagerungen von Sand, Lehm und Geröll über die Erde gebreitet, und in dieſen Schichten hat man vielerorts unmittelbar neben den Reſten jener ausgeſtorbenen Thiere, welche — wie die großen Elephanten, die Nashörner, Höhlenbären u. ſ. w. — in der Eiszeit unſeren Erdtheil belebten, rohe Werkzeuge von menſchlicher Hand gefunden. Dieſe Artefakte, wie ſie der Forſcher nennt, trifft man in

lange und schmale Instrumente mit einseitig flacher Schneide, also eine Art Meißel und Hobel, auch Hohlmeißel, Hämmer. Steinlanzen- und Pfeilspitzen zeigen im Verein mit den Geräthen aus Holz und Knochen, den von Feuer geschwärzten Schiefer- und Sandsteinplatten, die offenbar als Schüsseln und Pfannen gedient haben, deutlich genug, daß unsere damaligen Urahnen, wenn auch noch auf einer sehr niedrigen, aber doch schon auf einer Kulturstufe überhaupt standen. Töpferei ist ihnen wohl zuerst noch fremd gewesen; ihre Anfänge treten in einer noch sehr rohen, schwärzlichen Form zu Tage.

Die ersten Schmucksachen sind durchbohrte Kugeln und Scheiben, sowie Schneckenhäuser, die zu Ringen und Ketten aneinander gereiht wurden. Als erste Regungen des Kunsttriebes hat man plastische und bildliche Darstellungen von Thieren und Ornamenten entdeckt.

Was man nach diesen Funden über die Lebensweise des mitteleuropäischen Höhlenmenschen annehmen darf, faßt Friedrich v. Hellwald in folgende Sätze zusammen: „Ackerbau und Viehzucht waren ihnen unbekannt, Hausthiere standen ihnen noch nicht zur Seite, sie lebten von Jagd, vom Fleische der Thiere, die sie oft nur nach hartem Kampfe erlegen konnten. Denn es waren mitunter ganz dräuende Gestalten, mit denen sie es aufzunehmen hatten. Dennoch bewältigten sie den mächtigen Höhlenbären, ja selbst das zweihörnige Nashorn, welches damals noch unsere Wälder zerstampfte. Ein anderes wichtiges Jagdthier war das Ren, dessen Knochen wie die des Höhlenbären zu Geräthen dienen mußten, dann das Roß, welches gleichfalls des Fleisches wegen gejagt worden zu sein scheint. Mit Sorgfalt und Gier sogen diese Ureuropäer das Mark der Knochen aus, wie die fast konstante Bruchart der längeren Knochenröhren zeigt; einige Stämme stehen sogar im Verdachte, dem Menschenfraße ergeben gewesen zu sein.

Das Tödten von Wild iſt das einfachſte Mittel, dem Nahrungsbedürfniß zu genügen. Weitere Bedürfniſſe aber kennt der Menſch auf jener erſten Stufe noch kaum. Eine Höhle birgt ihn während der Nacht, oder das dichtbelaubte Dach eines Baumes. Ein Fortſchritt iſt es bereits, wenn er dazu übergeht, ſich eine künſtliche Behauſung herzuſtellen, indem er vier Pfähle in den Boden rammt und oben eine Bedachung anbringt, um darunter ſein Feuer anzuzünden. Immerhin iſt jedoch der Jäger der Urzeit noch ein höchſt roher und ungeſchlachter Geſelle, der ſich der Natur gegenüber als Raubthier verhält und die thieriſche Handlungsweiſe nachahmt, indem er auch den Genuß des Fleiſches von Weſen ſeines Gleichen, ſeien es getödtete Genoſſen oder gefallene Feinde, nicht verſchmäht. Nicht minder barbariſch war die heute ebenfalls noch bei manchen Naturvölkern zu findende Sitte, alt und ſchwach gewordene Stammesgenoſſen zu tödten. Die Aufgabe, ſie durch einen Keulenſchlag des Lebens zu berauben, fiel dem älteſten Sohne oder dem ſonſtigen nächſten Anverwandten zu.

Den Jägern ſind die Fiſchervölker, denen wohl die Urheber der nordiſchen Kjökkenmöddinger angehört haben, ſchon um einige Grade in der Geſittung überlegen, aber die nächſt höhere Kulturſtufe wird doch erſt durch den Heerdenbetrieb der Hirtenvölker bezeichnet, die nicht mehr tödten, ſondern die Thiere als lebende Weſen ſich dienſtbar zu machen ſuchen. Mit der Einführung des Ackerbaues endlich hebt — nach Hellwald's Ausdruck — die kulturhiſtoriſche Gegenwart an. „Die Bevölkerung verdichtet ſich, und es entſteht allmälig die Geſellſchaft.“

Mannigfaltiges.

Edelmuth. — Die Hamburger Brigg „Elise" ging in einem schrecklichen Sturm vor der Elbe unter. Die Brigg versank unter den Füßen der unglücklichen Mannschaft; ungeheure Wogen rissen sie in die Tiefe und zogen sie wieder empor. Es war finstere Nacht. Als der Steuermann auftauchte, wurde er an einen schwimmenden Gegenstand geworfen, den er krampfhaft festhielt und bald als den Hühnerkasten des Schiffes erkannte. Nach einigen Anstrengungen gelang es ihm hinaufzuklettern und sich festzuhalten; kaum aber hatte er Besitz davon genommen, so reckte sich ein Arm und ein Kopf neben ihm empor. Ein zweiter Schiffbrüchiger arbeitete sich nach oben, und willig leistete der Steuermann ihm Hilfe. Es war sein Kapitän.

Der Hühnerkasten mit den beiden Männern wurde nun von der wüthenden See fortgeschleudert; nach einigen Minuten sahen sie ein, es sei unmöglich, daß er sie Beide trage.

„Glaubst Du, daß wir uns Beide halten können?" fragte der Kapitän.

„Nein, Kapitän!" sagte der Steuermann.

„Einer von uns muß also fort?"

„Ja, Kapitän!"

Nach einer Pause sagte der Kapitän: „Höre, ich bin ein bejahrter Mann und kann nicht viel mehr im Leben nützen, Du dagegen bist jung und kräftig. Aber ich habe eine Frau und drei Kinder. Willst Du für sie Sorge tragen, wenn Du davon kommst?"

„Ja, Kapitän!"

„So gib mir die Hand darauf!"

Der Steuermann reichte sie ihm hin. — Im nächsten Augenblick ließ der Kapitän los und versank.

Der Hühnerkasten hob sich, die Wellen stürzten nicht mehr so arg darüber hin; endlich verging die Nacht, und am Morgen wurde der halb erstarrte Steuermann gerettet.

Treu seinem Wort eilte er nach Hamburg, suchte die Wittwe auf und ließ mit großer Sorgfalt die Kinder erziehen, welche sein Vermächtniß geworden waren. C. T.

Die Teufelsschaukel trägt ihren Namen mit Recht, denn sie flößt denen, die sich ihr ahnungslos anvertrauen, geradezu Furcht und Entsetzen ein. Wer also gerne einmal ohne Gefährdung seines Lebens eine Minute Todesangst ausstehen und hinterdrein selbst herzlich darüber lachen möchte, der trete ein in das geräumige Zimmer, in welchem die Schaukel an stählerner Achse hängt. Drin sieht es ganz gemüthlich aus. Die Fensterladen sind geschlossen, auf einem Wandtische steht eine Lampe, die den Raum erleuchtet, gegenüber ein Kinderwagen und ein Stuhl, im Hintergrunde ein mit Nippsachen gefüllter Glasschrank. Nachdem wir unseren Obolus bezahlt haben, setzen wir uns in die große Schaukel, in der bis zu zwanzig Personen Platz haben; der Mann, der uns hineinbegleitet hat, versetzt der Schaukel einen leichten Stoß und verläßt das Zimmer. Nun geht die Teufelei los. Ohne daß wir gewahren, wie das zugeht, geräth die Schaukel in immer heftigere Schwingungen. Bereits schwingt sie wagrecht hinaus und höher immer höher geht es noch, so daß sich Jeder krampfhaft an seinen Sitz anklammert. Und jetzt — wahrhaftig! jetzt überschlägt sie sich völlig, wie unser erstes Bild zeigt. Die Damen kreischen vor Angst, und selbst muthigen Männern stockt einen Augenblick der Herzschlag. Aber merkwürdigerweise stürzt Keiner aus der Schaukel heraus, die nun langsamer und langsamer sich bewegt und endlich stillsteht. Die Thür wird geöffnet — wir können gehen, oder den Versuch wiederholen, wenn wir Lust dazu haben. Nicht Viele aber haben Lust, noch einmal so durch die Luft zu fliegen und Todesangst dabei auszustehen; erst die Erklärung des „Zaubers" läßt sie unter großer Heiterkeit den

das willkommenſte und nützlichſte Weihnachtsgeſchenk und ſei als ſolches unſerem Leſerkreiſe warm empfohlen.

Von der Frau Rath. — Es iſt bekannt, wie ſtolz die Mutter Goethe's auf ihren Sohn, ihren „Hätſchelhans", wie ſie ihn nannte, war. Davon gibt folgendes Geſchichtchen einen deutlichen Beweis. Einſt wurden in Frankfurt Goethe's „Geſchwiſter" gegeben; das Theater war wegen großer Hitze ziemlich leer; die Frau Rath allein in ihrer Loge. Da rief ſie auf die Bühne: „Herr Werdy, ſpielen Sie nur tüchtig, ich bin da!" worauf der Schauſpieler Werdy in der That ſehr gut ſpielte, und die Frau Rath bei jeder Scene ſo laut klatſchte, daß es widerhallte. Als Alles vorüber war, rief ſie ganz laut, ſie bedanke ſich und wolle es ihrem Sohne nach Weimar ſchreiben. Dann fing ſie nochmals eine lange Unterhaltung mit den Schauſpielern an und das Publikum hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu, bis die Frau Rath Schluß machte und das Haus verließ. D.

Moderne Geſchwindigkeit. — Das neueſte techniſche Kunſtſtück iſt, Fichtenbäume innerhalb zwölf Stunden in — Papier zu verwandeln. Des Morgens um ½6 Uhr wurden in Krämerswalde im Erzgebirge zwei grünende Fichten gefällt. Die Stämme wurden ſofort in der Fabrik entrindet, zerkleinert und gleich darauf gedämpft. Nachmittags ward dann das braune gedämpfte Holz zu Holzſtoff geſchliffen, die naſſen Bogen wurden mit Dampf getrocknet und geglättet; ſchon um 3 Uhr war ein Theil des Papiers fertiggeſtellt und um 5 Uhr konnte es unter die Preſſe des Buchdruckers gebracht werden. Die Fichten, die noch vor Kurzem ſich am Abhange des romantiſchen Flöhathales im Morgenwinde wiegten, waren am Abend ſchon — Zeitungsblätter! v. B.

Aufgeſchobene Thränen. — Als die ſchöne, wegen ihrer prachtvollen Toiletten bekannte Herzogin von Alonza von einem glänzenden Balle in Florenz am Morgen des 10. Februar 1841 ganz erſchöpft heimkehrte, fand ſie einen Brief mit der Nachricht vom Tode ihres Vaters. Sie ſtand einen Moment beſtürzt da, dann warf ſie ſich völlig angekleidet auf ihr Bett und rief: „Ach, ich bin jetzt zu müde; ich werde morgen weinen!" E. K.

Künſtlerneid. — Die berühmten Pianiſten Duſſek und Cramer waren die beſten Freunde, aber doch nicht ohne ſich ihre

Erfolge gegenseitig zu beneiden. Eines Tages erschien Dussek in einer Londoner Gesellschaft sehr spät, und Cramer wandte sich an ihn mit der Frage: „Warum kommst Du erst jetzt?"

„Ich habe heute Nachmittag ein Rondo komponirt, das mir erst gar nicht übel gefiel. Schließlich habe ich es aber doch verbrannt."

„Warum denn?"

„Eine Passage darin war fürchterlich schwer, sogar für mich, und ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Du sie vielleicht besser spielen könntest!" L—n.

Boshafter Zusatz. — Als Ludwig XIV. (1643—1715) einst auf einer Reise auch durch eine kleine Stadt der Picardie kam, wurde er von dem Gemeinderath in feierlichster Weise empfangen.

Der Gemeindevorsteher begann seine Rede mit folgenden Worten: „Allergrößter, allerbester, allergnädigster, allergütigster—"

Der König, durch diesen Anfang, der noch lange kein Ende versprach, ungeduldig, setzte rasch hinzu: „Und fügen Sie hinzu: ‚Allergelangweiltester'." —dn—

Gerechtes Vermächtniß. — Lord Eldon, welcher im Jahre 1870 starb, vermachte sein ganzes Vermögen dem Irrenhause, Bedlam genannt. In seinem Testamente sagte er: „Ich gebe den Narren wieder, was ich den Narren (er meinte die Prozeßführenden) verdanke." — Eldon war nämlich Advokat gewesen. E. K.

Auch ein Geschenk. — Der berühmte, vor Kurzem verstorbene Professor Pasteur in Paris hatte einen Neffen, der ebenfalls Medizin studirte, aber sich lieber in der Kneipe, als in der Klinik aufhielt. Auch in seiner späteren Praxis konnte er keine Erfolge erzielen, und so machte ihm sein Onkel eines Tages eine besondere Ueberraschung, indem er ihm zu seinem Geburtstage durch einen seiner Pfleglinge folgenden Brief sandte: „Lieber Neffe! Anbei sende ich Dir ein kleines Geschenk, das ich freundlich anzunehmen und vor Schaden zu bewahren bitte. Es ist etwas, das Du noch nie besessen und wohl auch nicht so bald wieder besitzen wirst: ein Patient!" L—n.

UNIV. OF MICHIGAN.

Das Buch

von der gesunden und praktischen Wohnung.

Von

C. Falkenhorst.

Preis geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.

Wie pflegt man Kranke?
Wie sterilisiert man die Milch?
Wie verbessert man die Luft?
Wie und wann soll man essen?
Wie erzieht man die Kinder?
Wie soll man baden?
Wie bekämpft man Schlaflosigkeit?
Wie soll man heizen?
Wie pflegt man Zimmerpflanzen?
Wie schützt man sich vor Erkältung?

Ueber alle diese und hundert andere wichtige Fragen des täglichen Lebens erteilt **„Das Buch von der gesunden und praktischen Wohnung"** von **C. Falkenhorst** die beste und zuverlässigste Antwort. Es ist ein echtes Hausbuch, das in keiner Familienbibliothek fehlen sollte. — Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die Verlagshandlung von

Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ottilie Wildermuths

Gesammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter **Adelheid Wildermuth.**

Illustriert von Fritz Bergen.

Vollständig in 75 Lieferungen à 40 Pfennig,

10 Bänden broschiert à 3 Mark, elegant gebunden à 4 Mark.

Diese neue illustrierte Ausgabe enthält: Bilder und Geschichten aus Schwaben. 1. u. 2. Teil. — Aus dem Frauenleben. 1. u. 2. Teil. — Lebensrätsel. — Die Heimat der Frau. — Im Tageslicht. — Zur Dämmerstunde. — Auguste. Beim Lampenlicht. — Perlen aus dem Sande.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane von Georg Hartwig.

Soeben erschien:

Die Generalstochter.

Roman.

2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Das vorliegende Werk gehört wohl zu den hervorragendsten Werken des rasch in weitesten Kreisen beliebt gewordenen Verfassers. Das Leben der höheren Offizier- und Adelskreise ist meisterhaft dargestellt. Eine im höchsten Grade spannende Handlung hält das Interesse bis zum Schlusse gefangen.

Früher erschienen:

Die Goldene Gans.

Roman.

2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Die Sage von Imhoff.

Roman.

2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.